



Müssen Südtirols Studenten in Zukunft um ihren Arbeitsplatz bangen?

2 Aufsätze zu dieser Frage leiten diese Nummer des *skolast* ein, der erste speziell auf eine Studentengruppe – die zukünftigen Lehrer – konzentriert, der zweite Antworten für die gesamten Akademiker aus volkswirtschaftlicher Sicht suchend.

Daran anschließend werden die in idyllischer Burgenatmosphäre abgehaltenen Jugendtreffs des heurigen Frühjahrs – auf Prösel und Wolfsthurn auf ihre Taten und Zielsetzungen hin betrachtet, und außer dem sehr ähnlichen Treffpunkt werden deutliche Unterschiede konstatiert, den kleinen Gruppen des kleineren Treffens wird hier mehr Raum zur Verfügung gestellt.

Anregungen, wie im Dorf auf kulturellem Gebiet anders gearbeitet werden könnte, wie Kulturtätigkeit nicht unbedingt gängigen Mustern folgen muß, wie ein gewandelter Kulturbegriff auch in Südtirol zu neuen Inhalten führen kann – dies ist ein dritter Schwerpunkt der vorliegenden Nummer.

Zum Gespräch geladen wurde diesmal einer der wichtigsten Männer der Südtiroler Politik, Alfons Benedikter, bei dem das Geben von Interviews zu den Raritäten gehört; entsprechend bunt ist auch der Fragenkomplex.

Schließlich wurde – während die Minderheiten-Sparte für einmal pausiert – eine neue Rubrik installiert, die hoffentlich einige Ausdauer zeigt: „Nix im Bauch“ – so wenig appetitanregend wie der Titel ist die hier servierte Speise.

P.S.: Als der *skolast* in Druck gehen sollte, erfuhren wir vom Tod Claus Gatterers. Und obwohl wir schon länger wußten, daß sein Lungenkrebs unheilbar war, kam, wie so oft, die Nachricht dennoch überraschend. Die 4 Innenseiten haben wir ihm gewidmet.

Wir wünschen uns eine aufmerksame Leserschaft  
die Redaktion



## »Supplenten-Sanierung« wieder aktuell

Thomas Benedikter

Ein für Südtirols deutsche und ladinische Schule typisches, von den verantwortlichen Bildungspolitikern nie gelöstes Dauerproblem ist die Supplentenfrage, also die Beschäftigung von Lehrern ohne gültigen Studientitel an den Mittel- und Oberschulen. Die Mittelschulreform anfangs der 60er Jahre hätte ohne solche Hilfslehrer nie durchgeführt werden können, und auch anfangs der 70er Jahre stellten diese angelesenen Lehrer noch 3/4 des gesamten unterrichtenden Personals an den Mittel- und Oberschulen. Sommerkurse für Supplenten in Brixen und Werkstudentenkurse des Südtiroler Bildungszentrums sollten die Ausbildung nebenbei erleichtern, doch fand man sich nie bereit, die Schätzungen zur Entwicklung beim unterrichtenden Personal ernstzunehmen und für grundlegenden Lösungen zu sorgen, wie sie z.B. die SH immer wieder forderte. So unterrichteten wiederum 10 Jahre später, also 1981/82 noch knapp 1000 Supplenten an den deutsch- und ladinischsprachigen Schulen und auch im heurigen Schuljahr sind es 852 an der Zahl, also ein Drittel des gesamten Personals, die Zweitsprachlehrer an italienischen Schulen (zu 90% Supplenten) nicht mitgerechnet.

Die Bildungspolitiker, die ansonsten den Mund mit dem Wert und der Bedeutung der deutschen Schule in Südtirol nie voll genug nehmen können, hoffen nun, daß sich dieses Problem bis Anfang der 90er Jahre im Zuge der demographischen Entwicklung – Abflauen des Schülerbergs – und im stetig steigenden Zufluß von Lehrern aus den Universitäten „von selbst“ erledigen werde und versprochen, keine provisorischen Sondermaßnahmen mehr zu ergreifen.

Ein Teil der Lehrgewerkschaften, vor allem die SGK/UII, der SGB/CISL und die SSG/ASGB, sehen sich jedoch vor allem als Vertreter der „arbeitenden Lehrer“, also auch der Supplenten, die ja auch selbst in den Gewerkschaften ihre Interessen – also vor allem die Sicherung der Stellen – zu vertreten suchen. Dieses Interesse kollidiert mit den einschlägigen Wettbewerbsvorschriften zur Erlangung der Stammmrolle, die eben einen Studientitel vorsehen, und demnach mit jenem der „Normalstudenten“. Doch man setzte bereits 1981 im Rahmen des sog. Prekariatsgesetzes eine Eingliederung der Alt-Supplenten mit über 12 Dienstjahren in die Stammmrolle durch, was bei den übrigen die Hoffnung verstärken mußte, auch ohne Studientitel beamteter Lehrer werden zu können. Und in der Tat brachte die Schulgewerkschaft der SGK/UII im vergangenen Mai einen Abänderungsvorschlag zum Prekariatsgesetz, das eben novelliert wird, vor: nach diesem soll den Supplenten, die seit 1981/82 Dienst leisten, für 6 Jahre ihre derzeitige Stellung gesichert und die Möglichkeit gegeben werden, nach Absolvierung von Sonderkursen 50% der bei den folgenden Wettbewerben ausgeschriebenen Stammmrollen-Stellen zu besetzen. Die Studenten, die sich auf dem normalen universitären Ausbildungsweg auf den Lehrerberuf vorbereiten, fühlen sich natürlich vor den Kopf gestoßen, zumal sie eben gemeinsam mit den Konföderierten Schulgewerkschaften wiederum eine dauerhafte Lösung in Form von eigenen erziehungswissenschaftlichen Einrichtungen im Lande gefordert haben.

Eine infolge schwerwiegender bildungspolitischer Fehlentscheidungen völlig abschbare Konfrontation zwischen zwei Gruppen von Betroffenen, voll ausgebildete Lehrer und angelesene Lehrer, wird somit wieder akut: Studenten und Supplenten raufen sich um karger werdende Stellen, Gewerkschaften ran-

geln um die Gunst der Supplenten. Das Paradoxe daran besteht dabei darin: einmal hätten Teile der deutschen und ladinischen Schule ohne Supplenten nicht weiter funktionieren können. Man verzichtete jedoch systematisch auf eine ausreichende Lehrerrekutierung, was nichts anderes besagt, als daß die *Q u a l i t ä t* der angebotenen Ausbildung eigentlich als Nebensache betrachtet wird; das Provisorium „Supplenten“ wurde zur bewußt in Kauf genommenen Dauereinrichtung. Viele Maturanten ergriffen dankbar diese Möglichkeit, ohne staatliche Beglaubigung den Lehrerberuf ausüben zu können. Obwohl diese gerade das *R e c h t* gehabt hätten und noch hätten, in geeigneten Einrichtungen zum Lehrer ausgebildet zu werden, verschafften ihnen die Bildungspolitiker in Rom und Bozen, die die *P f l i c h t* hätten, genügend Lehrer auszubilden, Zutritt zu einem relativ gut bezahlten, sonst überall Akademikern reservierten Job, auf dem sie gerade jetzt – bei schlechter Arbeitsmarktlage – verständlicherweise beharren. Wenige Supplenten werden wohl irgendein Ausbildungsfordernis von sich weisen, die meisten betrachten sich wohl bei so viel Praxis und Erfahrung als die eigentlich befähigsten Lehrer. Keiner wird ernsthaft behaupten, wegen der *Q u a l i t ä t* der Schule Supplent geworden zu sein, jeder wird jedoch für sich rechtzeitig in Anspruch nehmen, den Zusammenbruch der deutschen und ladinischen Schule verhindert zu haben. Viele von ihnen sind bereits an einem recht fortgeschrittenen Punkt ihres Studiums angelangt und könnten auch ohne Sondermaßnahmen bald abschließen, haben inzwischen aber Familie und beanspruchen zu Recht ein gewisses Maß an sozialer Absicherung. Die Forderung der SH und des Arbeitskreises Südtiroler Mittelschullehrer nach Sonderstipendien für die Supplenten und ihrer zeitweiligen Beurlaubung vom Unterricht zur Absolvierung von Prüfungen oder ganzen Semestern wurde jedoch bisher noch nie entsprochen. Doch stehen weniger die sozialen Härtefälle zur Debatte, für die bei Vorliegen eines genauen statistischen Bildes Hilfsmaßnahmen ergriffen werden müssen. Mit dem jetzigen Vorschlag der SGK/UII, der Ende Mai in der zuständigen Senatskommission diskutiert wurde, würde auch jenen jungen Leuten der Zugang zur Stammmrolle in Südtirols Schule über die Hintertür eröffnet, die nach der Matura 1977/78 und später gleichzeitig mit ihren Altersgenossen, die an die Uni gingen, Dauersupplenzen übernommen zu haben. Die Studenten, die auf ein Supplentengehalt verzichteten und oft unter erheblichen finanziellen Opfern sich ernsthaft 5, 6 oder 7 Jahre auf ihren Beruf an der Uni vorbereiteten, um jetzt ihr gesetzlich zugesichertes Recht in Anspruch zu nehmen, stünden als die Blöden da und zögen im Konkurrenzkampf mit den angelesenen Lehrern den Kürzeren. Denn dieser Abänderungsvorschlag zum Prekariatsgesetz, der die Supplenten „motivieren soll, das Studium aufzunehmen oder zielstrebig fortzusetzen“, beinhaltet die Blockierung der von ihnen eingenommenen Stellen auf 6 Jahre, die Diskriminierung zwischen Lehrern und die einschneidende *V e r m i n d e r u n g* der Chancen vollausgebildeter Lehrer mit ordentlichem Studientitel auf einen ausbildungsadäquaten Arbeitsplatz, gleichzeitig jedoch auch eine Verminderung der Chance auch *e c h t e* Lösungen des Problems.

Zusätzliche Paradoxe in die Geschichte bringen die aktuellen und sehr konkreten Projekte zur Hochschulausbildung der Volksschullehrerinnen und Kindergärtnerinnen: während die-

se plötzlich auf die Uni geschickt würden, könnten weiterhin in verschiedenen Fällen – Maturanten Maturanden unterrichten. Sollte sich dabei die SVP auch hier weiterhin völlig unzugänglich zeigen, (vgl. Promemoria der SH und der Schulgewerkschaften zur Hochschulausbildung der Lehrer) so könnte sich die gesamte Supplentenmisere auf Grundschulebene wiederholen.

Zum Trost und Ausgleich für die Studenten verweisen nun die Gewerkschaften, die sich für die Pragmatisierung der Supplenten und neue Sonderkurse einrichten, auf zur Genüge verbleibende Stellen, vor allem an den abgelagerten Mittelschulen. Da diese auch jetzigen Supplenten nach Abschluß ihres Studiums in einigen Jahren offenstünden, wird klar, daß es primär um begehrtere und weniger begehrte Stellen geht, wo auch die geographische Lage eine besondere Rolle spielt. In einer Zeit, wo der Arbeitsmarkt auch in Südtirol für Akademiker enger wird, die Schülerzahl an den Mittelschulen weiter abnehmen wird, Frühpensionierungsmöglichkeiten im Schuldienst entfallen und Supplenten ohne jeglichen Studientitel und weitere Ausbildung den sozialen Abstieg riskieren, kann sich dieser Interessenkonflikt nur verschärfen. Daß die universitäre Ausbildung für Lehrer endlich die u n a u s w e i c h l i c h e Regel würde wie im gesamten übrigen Europa, stellt für sie eine ständige Pflicht und letztlich unsoziale Zumutung dar, die zunehmenden fertigen Uni-Absolventen eine wachsende, unmittelbare Gefahr. Die Betroffenen einer verfehlten Politik und fehlenden Voraussicht müssen ihre Folgen in Konkurrenz untereinander ausbaden, während die Verantwortlichkeit dafür oder gar die über Jahrzehnte in Südtirols Schulen bewerkstelligte Q u a l i t ä t der Ausbildung in den Hintergrund gerückt ist.



## Akademikerarbeitslosigkeit in Südtirol

Christoph Kaserer

### Überlegungen zur Beschäftigungssituation einer privilegierten Schicht

Wenn man in der derzeitigen wirtschaftlichen Lage darangeht, über Akademikerarbeitslosigkeit – oder überhaupt über den Akademikerarbeitsmarkt – zu schreiben, begegnet man einigen Schwierigkeiten. So muß man sich bewußt sein, daß angesichts der Millionen Arbeitslosen mit einem sehr hohen Anteil an Jugendlichen, die Arbeitslosigkeit der Akademiker sowohl sozialpolitisch als auch in zahlenmäßigen Relationen eine Randerscheinung ist, ja oft ist es statistisch sogar äußerst schwierig, überhaupt eine Nichtbeschäftigung bei Akademikern festzustellen. Man darf dabei nicht vergessen, daß diese, sollten sie für ihre eigene Qualifikation keinen Job finden, immer noch minder Qualifizierte annehmen können, auch wenn diese Zwangslage nicht einfach gutgeheißen werden kann. Dazu kommt, daß Akademiker zunächst einmal in andere Berufe, das mögliche Ausbildungsangebot in Anspruch zu nehmen, daß ihre Chancen, einen weniger entfremdeten Arbeitsplatz zu finden, weitaus größer sind, als in allen anderen Qualifikationsgruppen und daß ihre durchschnittliche Arbeitslosigkeitsdauer bei weitem unter dem allgemeinen Durchschnitt liegt. Womit natürlich überhaupt nicht dem Klischee des Akademikers als Schmarotzer das Wort geredet sein soll. Worum es geht ist, sozusagen, die relative Privilegiertheit der Akademiker im Berufsleben nicht zu verschleiern. Damit vermeidet man es auch, bei der Aufstellung von Forderungen zur Beseitigung von Mängeln, engstirnigen Gruppenegoismen zum Opfer zu fallen. Eine weitere Schwierigkeit, die hier ausgeräumt werden muß ist folgende: eine exakte Analyse zur Klärung der Beschäfti-

gungsprobleme für Akademiker – oder gar eine Prognostizierung – kann dieser Artikel nicht liefern. Hier soll es nur, wie schon gesagt, um eine mehr oder minder fundierte Meinung zur momentanen und zukünftigen Beschäftigungslage der Akademiker in Südtirol gehen. Eine Studienwahl aufgrund dieser Überlegungen zu treffen, wäre allein schon deshalb nicht sinnvoll, da die dazu notwendigen Daten fehlen; abgesehen davon ist diese niemals nur eine Funktion der Beschäftigungsperspektiven, gleichwohl diese natürlich von Bedeutung sind.

### Fehlende Bildungs- und Arbeitsmarktpolitik

„Zugleich aber erweist es sich als unmöglich, die Arbeitskräfteplanung von der Bildungsplanung zu trennen und isoliert zu behandeln, da die Entwicklung der Arbeitskräftestruktur und der sie bedingende Bildungsprozeß einen auf das engste verflochtenen Komplex darstellen.“<sup>1</sup> Daß es nun in Südtirol keine Bildungsplanung gibt, bzw. diese bestenfalls ein „Flickwerk auf Dauer“<sup>2</sup> darstellt, ist wohl keine besonders neue Einsicht (z.B. Supplentenproblem), daß es aber kaum Prognostizierungen für die Angebots- und Nachfrageentwicklung von Arbeitskräften – insbesondere für akademisch gebildete – gibt, ist doch erstaunlich und ließ mich, der ich doch oben zitierten Zusammenhang zwischen Arbeitskräftestruktur und Bildungsprozeß im Kopfe hatte, ebendiesen Kopf bei meinen Recherchierungsversuchen immer wieder schütteln. So erklärte man mir im Amt für Statistik und Studien, wie schwierig es



wäre, Nachfrageprognose am Arbeitsmarkt zu erstellen, wobei dies mit Hilfe von Input-Output-Tabellen und Produktivitäts- und Wachstumsentwicklungsprognosen ja noch möglich sei, daß aber auf der Angebotsseite derzeit noch kaum Aussagen über die Zukunft getroffen werden könnten, schon gar nicht, was akademische Arbeitskräfte betreffe. Derzeit könne man bestenfalls Prognosen über die Entwicklung der Erwerbspersonen treffen, nicht aber über ihre Qualifikationsstruktur. Man arbeite aber an einem OECD-Modell (Schülerverlaufmodell), mittels welchem man Schülerzahlen und bei weiterer Verfeinerung auch Hochschülerzahlen schätzen könnte, immer aber noch ohne Qualifikationsstruktur. Heute wäre das aber noch Zukunftsmusik.

Wie arm man im akademischen Arbeitsmarkt mit Daten dran ist, zeigt auch, daß man beispielsweise nicht imstande ist, exakt die Qualifikationsstruktur der derzeitigen Akademiker zu bestimmen. Man kann nur aufgrund der Volkszählungsergebnisse ihre Verteilung auf die Wirtschaftssektoren bestimmen. Ähnliches gilt auch für die Studenten. Während man bei den in Österreich Studierenden genau recherchieren kann, wieviele Studenten wo was studieren, kann man von den in Italien Studierenden überhaupt nichts sagen, ja sogar ihre Anzahl läßt sich nur approximativ bestimmen.

So muß man bedauernd feststellen, daß die Forderung nach einer längerfristigen Bildungspolitik in Südtirol solange an der Realität scheitern wird, solange man nicht imstande sein wird, einigermaßen sinnvolle und zuverlässige Aussagen über den derzeitigen und zukünftigen Stand von Akademikerarbeitskräften zu liefern — etwa in der Form, daß man irgendwie abschätzt, wie groß der Bedarf an z.B. Elektroingenieuren in Zukunft sein wird, welche Nachfrage- oder Angebotsüberhänge gibt es derzeit und wie wird sich die Situation einpendeln, wenn die derzeit Studierenden auf den Markt kommen. Dabei soll aber auch folgendes klargestellt sein: Bildungs- und Arbeitsmarktplanung soll nicht heißen, zukünftige Angebots- und Nachfragemengen zu bestimmen, etwa in der Form eines „numerus clausus“ für den Zugang an Universitäten. Was eine umfassende Datenerhebung zunächst einmal soll, ist, die Menschen über ihre Berufschancen aufzuklären, den größeren Betrieben eine längerfristige Personalpolitik zu ermöglichen (so meinte auch Herr Zoegg Sen., ZUEGG AG Lana, daß es zumindest Bildungstrendprognosen bräuchte), den verschiedenen Berufskammern eine einfache Demagogie zu verunmöglichen (z.B. die Ärztekammer mit ihren Warnungen vor einer Ärzte-

schwemme) und schließlich den Politikern eine statistische Grundlage für eine notwendige Bildungs- und Arbeitsmarktpolitik zu liefern.

So kann denn für die heutige Situation nur gesagt werden, daß die Armut an Daten im Bildungs- und Arbeitsmarktbereich nur Folge und zugleich Ursache der bildungspolitischen Konzeptionslosigkeit der Landesregierung ist.

### Der Ist-Zustand<sup>3</sup>

In Südtirol gibt es, gemäß Volkszählung '81, schätzungsweise 5.000 Studenten, wobei 56% davon männlichen Geschlechts sind. In Abweichung davon schätzte das Amt für Bildungsplanung 1979, also zwei Jahre früher, 4.400 — 4.500 Studenten.<sup>4</sup> Der Anteil der deutschsprachigen ist laut demselben Amt ca. 54%, liegt also bei weitem unter dem Anteil der deutschen Sprachgruppe an der Gesamtbevölkerung (ca. 65%). Diese Diskrepanzen mögen wohl durch die Sozialstruktur der einzelnen Sprachgruppen erklärbar sein. Eine genauere Betrachtung der sozialen Herkunft der Studenten in Südtirol ist aber, wiederum, aufgrund des vorhandenen Datenmaterials nicht möglich, ist aber auch nicht unbedingt erforderlich für die Betrachtung des Akademikerarbeitsmarktes. Interessanter ist diesbezüglich ein Vergleich der Studentenzahlen

Tabelle 1: Studenten in % der Bevölkerung

Südtirol:	1,63	DDR:	2,3
I:	1,81	UdSSR:	1,95
GB:	1,36	USA:	5,22
BRD:	1,81	Israel:	2,35
F:	1,92	Türkei:	0,74
Griechenland:	1,27	Ätiopien:	0,03
ES:	2,4	CH:	1,26
A:	1,58		

Quelle: Annuario di statistica dell'istruzione, TAV. 177; 1982; ISTAT

Hier schneidet Südtirol gar nicht so schlecht ab im internationalen Vergleich. Mit einem Durchschnitt von 163 Studenten pro 10.000 Einwohner liegt man zwar unter dem nationalen (181), doch europaweit ist das gar nicht so schlecht. Österreich kommt vergleichsweise nur auf 158, die Schweiz gar nur auf 126.

Mit diesen Daten ist aber für unsere Fragestellung noch wenig gewonnen. Um Entwicklungstrends zumindest über den Daumen peilen zu können, müßte man ungefähr eine Ahnung über die Aufteilung der derzeitigen Studenten auf die verschiedenen Studienrichtungen haben. Dies ist aber nur für die in Österreich Studierenden möglich (im WS '79/80 waren das 2.157) und auch da nur mit der Einschränkung, daß die Statistiken alle Italiener ausweisen, also nicht nur die Südtiroler. Diese Verzerrung dürfte aber für unsere Zwecke irrelevant sein.

Tabelle 2: Aufteilung der in Österreich studierenden Italiener auf die verschiedenen Studienrichtungen

	m + f	m
Geisteswissenschaft	682	278
Medizin	461	242
Wirtschaftswissensch.	209	179
Naturwissenschaft	197	120
Techniker (ing., Arch.)	130	115
Veterinärmedizin	29	2
Rest (BOKU, Sport, Jus, ...)	449	439
	2.157	1.375

Quelle: Hochschulstatistik, 3.03. ital. ord. Hörer, WS, 79/80; BMWuF

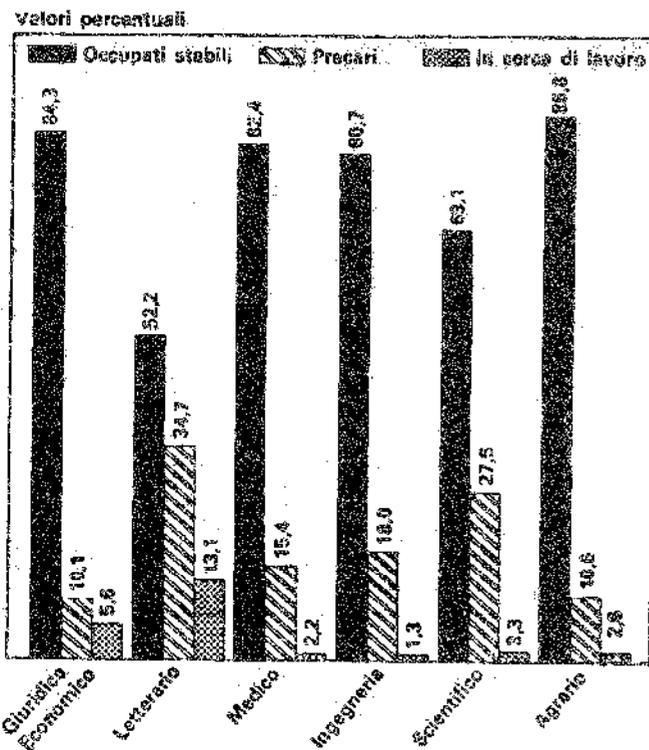
Tabelle 3: Studenti per anno di corso e gruppi di laurea

	m + f	f
Gruppo letterario	212.829	160.005
Gruppo medico	179.928	60.702
Gruppo ingegneria	148.026	19.799
Gruppo giuridico	141.027	56.233
Gruppo scientifico	134.434	73.789
Gruppo economico	101.704	30.525
Gruppo polit. sociale	54.764	20.901
Gruppo agrario	40.301	8.438
Diplomi	22.862	12.221
	1.035.876	442.613

Quelle: Anuario di statistica dell'istruzione, Tav. 34, ISTAT, 1982

Was sofort ins Auge springt, ist die Vorherrschaft der geisteswissenschaftlichen Studienrichtungen, wobei hier die philologisch-kulturkundlichen Fächer den größeren Anteil ausmachen (60%) als die philosophisch-historischen Fächer. Wer sich aber die Zahlen in Italien ansieht, bleibt nicht mehr so überrascht von dem Ergebnis. Auch dort dominieren eindeutig die geisteswissenschaftlichen Fächer (s. Tab. 3). Gesamt gesehen ist ihr Anteil aber nur bei 20%, während er bei den in Österreich Studierenden bei 28% liegt, was z.T. allerdings mit der Quasi-Abwesenheit der Studienrichtung Jus zu erklären ist. Gleichzeitig ist aber auch die Arbeitslosigkeit bei den Absolventen geisteswissenschaftlicher Studienrichtungen am höchsten (s. Tab. 4). Aufgrund der Arbeitsmarktstatistik gilt das auch für Südtirol.

Tabelle 4: laureati occupati e disoccupati



Quelle: „Il sole - 24 ore“, 25.5.84

Interessanter ist wohl die Feststellung, daß die technischen Fächer (gruppe ingegneria) in Italien an 3. Stelle stehen mit einem Anteil an der Gesamtstudentenzahl von ca. 14%, während diese Fächer unter den italienischen Hörern in Österreich (=Südtiroler) bei einem Anteil von knapp 6% viel weiter

abgeschlagen sind. Dies könnte wohl einen Hinweis auf den akuten Mangel an technisch gebildeten Fachkräften (Ingenieure, Elektrotechniker) sowohl im öffentlichen als auch im private Sektor geben. Doch sind diese Zahlen alle zu relativieren, da wir nicht die Aufteilung der Südtiroler Studenten, die in Italien studieren, kennen. Ebenso können wir nichts über Entwicklungen innerhalb der einzelnen Studienrichtungen sagen, also etwa wie hoch die Zahlen der Neuinskribenten sind, solange wir nicht neuere Daten vom Österreichischen Ministerium für Wissenschaft und Forschung bekommen. Dazu gibt es für Italien eine Aufstellung der aufkommenden Studienrichtungen (s. Tab. 5). Ganz vorne stehen hier die Elektroingenieure und Informatiker. Überhaupt sind von den acht erstgenannten Fächern die Hälfte technische.

Tabelle 5: I corsi di laurea emergenti

	1981	1981/1982	1982/1983
Ingegneria elettronica	4.173	4.227	4.868
Scienze dell'informatica	2.908	4.058	4.408
Scienze geologiche	2.770	2.962	3.019
Odontoiatria	497	545	766
Scienze stat. ed econom.	386	584	693
Ingegneria aeronautica	470	521	562
Ingegneria e tecnologia ind.	65	81	122
Chimica industriale	269	270	310

Quelle: „Il sole - 24 ore“, 25.5.84



Nach dieser Bestandsaufnahme der Südtiroler Studenten, die nicht nur durch Unvollkommenheit, sondern auch durch gutwilliges Augen(paar)zudrücken glänzt, versuche ich ungeniert dasselbe mit denselben Unzulänglichkeiten für die Akademiker in Südtirol. Es sind dies, gemäß Volkszählung '81, 8.185 an der Zahl. Gemessen an den Erwerbepersonen macht das ca. 4,4%, während der nationale Durchschnitt ca. 5,2% beträgt. (s. Tab. 6). Dabei sind das in Südtirol zu 71% Männer, während staatsweit ihr Anteil bei 64% liegt. Hier ist es zusätzlich sehr ratsam, nach den Volksgruppen zu trennen (s. Tab. 7). Während bei den Deutschsprachigen der Anteil der Männer bei 75% liegt, liegt er bei den Italienischsprachigen „lediglich“ bei 65%. Dazu kommt, daß die italienischsprachigen Akademiker ca. denselben Anteil an der Gesamtakademikerzahl haben, wie die deutschsprachigen, nämlich 45%. Bedenkt man, daß erstere einen Anteil an der Gesamtbevölkerung von ca. 28% haben, ist ihr Bildungsvorsprung klar umrissen.

Tabelle 6: Akademiker absolut und in % der Erwerbepersonen

	m + f	m	
Südtirol	8.185	5.851	4,42
Italien	1.201.000	775.000	5,28

Quelle: Annuario di statistica del lavoro, ISTAT, 1982

Tabelle 7: Akademiker nach Sprachgruppen und Geschlecht in % der Wohnbevölkerung über 6 Jahre

	m	f	Insg.	% der Wohnbevölkerung
J	29,79	15,5	45,29	3,2
D	34,59	11,09	45,68	1,49
L	2,24	0,37	2,61	1,34
andere	4,86	1,5	6,42	6,59
	71,48	28,52	100	2,09

Quelle: Die Sprachzählung 81/82, Amt für Statistik und Studien, Bozen 1983

Über die Qualifikationsstruktur dieser Akademiker läßt sich nun, wie schon gesagt, nichts aussagen. Die Volkszählungsergebnisse liefern lediglich folgende Veranschaulichungen. Von den 8.185 sind 789 nicht mehr aktiv, 219 sind Hausfrauen. Bei 6.895 erwerbsfähigen Akademikern und 188 arbeitslosen (125 davon auf erster Arbeitssuche), würde das eine Arbeitslosigkeit von 2,7% ergeben. Italienweit ergibt sich ein Durchschnitt von 5,3%, bei einer durchschnittlichen Arbeitslosigkeitsdauer von einem halben Jahr. Letzteres nur zur Unterstreichung der eingangs erwähnten relativen Privilegiertheit von Akademikern auf dem Arbeitsmarkt, selbst wenn sie arbeitslos sind. Dabei sind obige 2,6% mit Vorsicht zu genießen. Es handelt sich um Volkszählungsergebnisse. Wenn man die Statistiken des Arbeitsamtes heranzieht, sind es weit weniger. Vom Mai '82 bis April '84 schwanken die gemeldeten akademischen Arbeitslosen zwischen 12 und 20 Personen, wobei es sich vorwiegend um Geisteswissenschaftler und z.T. auch um Naturwissenschaftler handelt. Klar muß natürlich sein, daß diese Zahlen ebenso sehr unzuverlässig sind, da sie nur jene erfassen, die sich beim Arbeitsamt als arbeitslos registrieren lassen. Auch geben sie keinen Aufschluß über die Aufteilung auf die Sprachgruppen.

Über die Stellung im Berufsleben läßt sich sagen, daß der überaus große Teil der Akademiker als Leiter oder Angestellte arbeiten (s. Tab. 8), wobei sich die Anteile ähnlich dem nationalen Durchschnitt verteilen. Wesentlich unterscheidet sich hier der Anteil der Arbeiter (Hinweis auf bessere Berufschancen bei uns) und der Anteil der Helfer und Werkarbeiter. Nur etwas 6,5% der Akademiker arbeiten im Industriesektor, wie sich allerdings der große Rest verteilt, wird aus den Statistiken

nicht ersichtlich. Der große Anteil der Leiter und Angestellten läßt jedoch darauf schließen, daß der öffentliche Dienst hier den Löwenanteil ausmacht.

Tabelle 8: Condizione professionale in %

	Südtirol	Italien
Imprend. e liberi prof.	20,0	20,0
lavoratori in proprio + coadiuvanti	2,8	4,8
lavoratori dipendenti	0,7	1,4
dirigenti e impiegati	76,5	73,8
	100	100

Quelle: Volkszählungsstand 81, Vol. II, Tav. 4, dati provinciali di Bolzano, ISTAT; „Il sole - 24 ore“, 25.5.84

## Der öffentliche Dienst

Unter Berücksichtigung der Tatsache, daß der öffentliche Dienst wohl das größte Aufnahmepotential für Akademiker darstellt, müssen wir uns fragen, wie dieses aussieht und ausschaut wird. Wer nun glaubt, so wie ich es tat, daß im öffentlichen Bereich Nachfrageentwicklungen eher leichter abzuschätzen wären, da dieser, im Gegensatz zur Anarchie der Privatwirtschaft, längerfristig plane, der hat sich getäuscht. Zwar gibt es Stellenpläne (von den zuständigen Gesetzgebungsorganen erstellt), doch ist deren Aussagekraft eher gering, da zum einen die Verwaltung nicht verpflichtet ist, den im Stellenplan vorgesehenen Personalrahmen voll auszuschöpfen, und zum anderen die Gesetzgebungsorgane jederzeit diese Stellenpläne wieder abändern können. Dazu kommt als äußerst wichtiger Punkt, daß die Verwaltungen nicht imstande sind, Ersatzbedarfe abzuschätzen.

Versuchen wir nun aber trotzdem, ein bißchen was über Akademikerbeschäftigung zusammenzutragen. Da ist zunächst vorzuschicken, daß gerade im öffentlichen Bereich die Beschäftigungssituation je nach Sprachgruppe variiert – aus Gründen, die uns wohl allen präsent sind. Zumeist ist es so, daß die italienische Sprachgruppe, die ihr zustehenden Posten ausgefüllt hat, während die deutsche und ladinische hier, je nachdem es sich um Landes- oder Staatsstellen handelt, noch einiges an Reserven hat. Damit soll nichts über die Sinnhaftigkeit der Proporzbestimmungen im Personalbereich ausgesagt sein – eine solche Erwägung würde bei weitem den Rahmen dieser Überlegungen hier sprengen –, es soll lediglich auf den Aspekt der ökonomischen Ursachen und Wirkungen dieser Bestimmungen hingewiesen sein.

Zunächst zum wichtigsten und umstrittensten Teilbereich des öffentlichen Dienstes, zum Schulbereich nämlich. Dieser hat allein für den deutschsprachigen Sektor ca. 2.300 Lehrerplanstellen,<sup>5</sup> wobei dies nur den Mittel- und Oberschulbereich betrifft. Das hieße, daß derzeit rund 1/3 der erwerbsfähigen Akademiker Südtirols im deutschsprachigen Unterrichtssektor Beschäftigung finden würden. Doch ist dies nur eine Zahlenspekulation. Die Realität ist die, daß die deutschsprachigen Mittel- und Oberschulen nicht imstande sind, ihren Bedarf an entsprechend qualifizierten Personal zu decken. Folge davon ist und war immer schon, daß sogenannte Supplenten, also Lehrkräfte ohne Diplom- oder Doktoratstitel, beschäftigt wurden. Im Schuljahr '82/83 waren es ca. 850.<sup>6</sup> Ihre Aufteilung auf die einzelnen Fächer ist dem Schulent nicht bekannt. Am ASM erhält man jedoch die Auskunft, daß die Aufteilung etwa folgende ist: 2/3 Deutschlehrer (!), der Rest verteilt sich auf die technischen Fächer (Mathematik, Handelstechnik, ...). Voll besetzt sind die Lehrstellen für einige geisteswissenschaftliche Fächer wie Philosophie und Geschichte. Aber wohl gemerkt, auch dort besteht ein Erneuerungsbedarf, nur daß dieser aufgrund mangelnder Daten nicht ausfindig zu machen ist. Dazu

kommt noch, daß etwa in italienischen Schulen 40/50 Supplenten unterrichten,<sup>7</sup> ausschließlich aber als Deutschlehrer (d. h. es handelt sich um Deutschsprachige). Damit läßt sich abschließend sagen, daß allein 1.450 Akademiker in deutschsprachigen Schulen unterrichten und daß das Aufnahmepotential gerade in Fächern wie Deutsch und Mathematik, aber auch in handelstechnischen Fächern, noch für einige Zeit sehr groß sein wird.

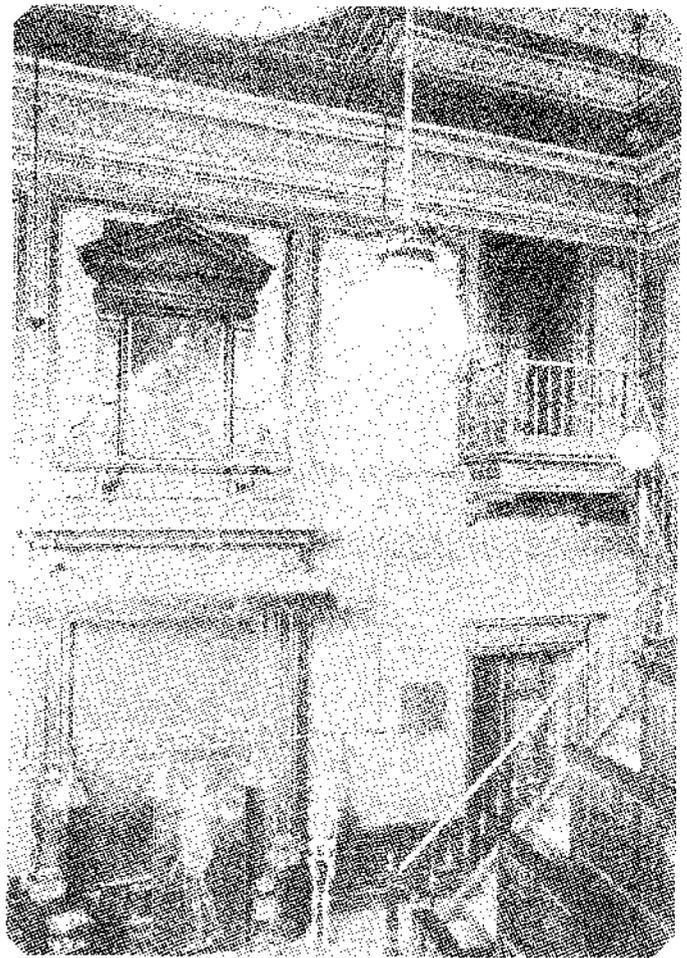
Ein nicht geklärtes Problem bleibt hier allerdings der Vorschlag der SGK/UIL zur Pragmatisierung von sehr jungen Supplenten. Wieviele davon betroffen wären, kann man derzeit im Schulamt noch nicht sagen. Auf jeden Fall würden sich die Beschäftigungschancen um einiges verschlechtern, abgesehen von den bildungspolitischen Implikationen.

Im **Sanitätsdienst** ist ebenso eine Beschäftigungslücke zu entdecken<sup>8</sup> – auch wohl eher zugunsten der deutschen Sprachgruppe (dies ist aber nur eine mit Zahlen nicht zu untermauernde Vermutung). Verblüffend ist hier wohl, daß, obschon so oft von einer Ärzteschwemme geredet wird, 2/3 der vakanten Planstellen für Ärzte vorgesehen wären (!). Insgesamt beschäftigt der Sanitätsdienst etwa 780 Akademiker, 185 Stellen sind dabei unbesetzt, das sind etwa 24% der Planstellen. Neben Ärzten fehlt es an Veterinärmedizinern und Psychologen, kaum an Chemikern und Biologen und fast gar nicht an Apothekern und Verwaltungsdirektoren.

In der **staatlichen Verwaltung** gibt es ebenso sehr ein Reservoir an akademischen Planstellen. Hier sind die der italienischen Sprachgruppe zustehenden Plätze, wie nicht anders zu erwarten, besetzt, während die anderen beiden Sprachgruppen hier noch sehr viele Stellen zu besetzen haben.<sup>9</sup> Von ca. 320 A-Laufbahnen sind etwa 200 besetzt, wobei der Großteil bei den Steuer-, Zoll- und Gerichtsämtern sowie bei INPS und INAIL fehlt. Die mangelnden Qualifikationsgruppen sind in erster Linie Rechts-, Sozial- und Wirtschaftswissenschaftler, sowie einige Tierärzte, Diplomingenieure und Architekten. Wie aber eingangs schon erwähnt, weise ich nochmals auf die Relativität solcher Planstellenstatistiken hin.

Bleibe als weitere große Gruppe des öffentlichen Dienstes die **Landesverwaltung**. Dort erhielt ich am Landesamt für Personaleinstellung und Wettbewerbe einige Auskünfte. Auch dort wies man mich zunächst darauf hin, daß die freien Stellen zum Großteil der deutschen und ladinischen Sprachgruppe zustünden. Der größte Bedarf bestünde an Juristen und Wirtschaftswissenschaftlern (15 vakante Stellen von 137) sowie für Architekten und Ingenieure. Für Landwirte sei kaum noch was frei (ca. 10 vakante Stellen), für Forstwirte noch weniger (ca. 4). Ob in Zukunft eine Stellenplanerweiterung zu erwarten sei, wäre schwer zu sagen, obschon die letzte um einiges zurückliege. Der Trend hin zur Einsparung im öffentlichen Sektor, so glaube ich, der europaweit, und auch in Südtirol, zu spüren ist, läßt hier sicher keine großen Spielräume. Dies umso mehr, wenn man bedenkt, daß einige dieser Planstellen wohl aufgrund mangelnder Analysen im Überschuß geschaffen wurden. Von daher ist zumindest z.T. der Umstand geklärt, daß einige dieser Stellen solange unbesetzt bleiben. Allerdings, so erklärte man mir im Amt für Personaleinstellung und Wettbewerbe, seien für einige dieser Stellen bereits Wettbewerbe ausgeschrieben. Meist könnten aber nicht alle besetzt werden. Dies etwa im Unterschied zu den B- und C-Laufbahnen, wo man bereits jetzt für alle Sprachgruppen sehr lange Wartezeiten habe. Am Rande sei erwähnt, daß 2 - 3 Stellen, die das Land für geisteswissenschaftliche Fächer (lettere) ausgeschrieben hat, unbesetzt sind. Für andere Qualifikationsgruppen gäbe es keine besonderen Schwierigkeiten bei der Stellenbesetzung.

So läßt sich zum Kapitel öffentlicher Dienst, wobei hier die sich direkt oder indirekt in den Händen des Staates befindenden Unternehmungen nicht berücksichtigt sind (RAI, ENEL, SIP, ...), wohl sagen, daß die Berufschancen gerade für die deutsch- und ladinischsprachigen Akademiker nicht schlecht sind, zumindest nicht, was bestimmte Qualifikationsgruppen wie Juristen, Wirtschaftswissenschaftler und Ingenieure, be-



trifft. Was über diese trockene Konstatierung der Beschäftigungssituation im öffentlichen Dienst als politische Konsequenz zu überlegen bleibt, ist, inwieweit eine rigide Anwendung der Proportionsbestimmungen eine quasi-strukturelle (zumindest mittelfristig) Arbeitslosigkeit in der italienischen Volksgruppe bewirken kann. Immerhin muß man eine historisch gewachsene Unterschiedlichkeit in der Präferenz von Berufssparten berücksichtigen und als Folge eine reale Ungleichheit der Sprachgruppen in ihren Beschäftigungschancen. Demgegenüber seien natürlich Argumente, die für eine proportionalere Regelung sprechen, nicht vergessen, doch würde es wohl einer größeren Flexibilität bedürfen.

## Die Privatwirtschaft

In diesem Bereich nimmt die Spekulation über Berufschancen von akademisch Gebildeten um einiges zu. Keine Stellenpläne und keine zwingend vorgeschriebenen Qualifikationsanforderungen erschweren hier eine einfache Erfassung des Nachfragepotentials. Dazu kommt noch eine sehr kurzfristige Anpassung an Marktgewohnheiten, vor allem bei kleineren Industriebetrieben. Was man klären müßte, wäre sozusagen die Frage, wie sich die Personalanforderungen und eine damit zusammenhängende Personalpolitik verändern mit der zunehmenden Technologisierung des Produktionsprozesses; wohlgermerkt ist hier Produktion allgemein zu verstehen, also Produktion von Gütern und Dienstleistungen.

Dabei kann man zunächst spekulieren, daß das akademische Personal im Gastronomie- und Handelssektor einen wohl eher verschwindenden Anteil ausmachen wird. Auch der Handwerksbereich, solange er seinen kleinen Rahmen nicht sprengt, ist wohl intensiv an Fachpersonal interessiert, kaum aber an akademisch gebildetem. Entscheidend ist also, den Industriesektor zu untersuchen.

Es gäbe da, so erklärte mir Dr. Scethaler vom Industriellenverband, angesprochen auf die Frage nach den Qualifikationsanforderungen im Industriesektor, eine Studie der Universität Innsbruck zur Wirtschaftsstruktur aus dem Jahre '81, gemäß welcher der Anteil der Hochschulabsolventen in der Südtiroler Industrie relativ gering sei (etwa bei 2% - s. Tab. 9). Dabei variiere dieser Durchschnitt stark nach Branche - in der forschungsententiven Chemiebranche bei etwa 5%. Der wesentlichste Grund sei wohl die Betriebsgrößenstruktur in Südtirol, also das Vorherrschen von Klein- und Mittelbetrieben (s. Tab. 10). Gerade diese Betriebe, die sehr oft nur schwer von Handwerksbetrieben zu unterscheiden sind, stehen kaum in internationaler Konkurrenz und haben eine relativ stabile Käuferschaft, die vor allem mit Qualitätsprodukten an der Stange gehalten wird. Dies bedeutet bestenfalls eine Qualitätskonkurrenz, was bei so kleinen Betriebseinheiten vor allem Fachmitarbeiter bedeutet. Es ist klar, daß solche Unternehmen mit Akademikern wenig anfangen können, was sich jedoch mit Ausweitung des Marktes sofort ändern könnte.

Tabelle 9: Ausbildungsstand der Beschäftigten

Hochschule	267	2%
Matura	1.023	7%
Fachausbildung	3.278	24%
Pflichtschule	9.405	67%
	13.975	100%

Quelle: Industriestruktur in Südtirol 1981, Universität IRK

Tabelle 10: Betriebsgrößenstruktur

Beschäftigte:	Anzahl der Betriebe:	in Prozenten
11-20	118	45,8
21-30	39	15,1
31-50	37	14,3
51-100	37	14,3
101-300	22	8,5
301-500	2	0,8
500 +	3	1,2
	258	

Quelle: s. Tabelle 9

In größeren Betrieben stellt sich die Situation natürlich anders dar. Hier gibt es sowohl eine Preis-, als auch eine Qualitätskonkurrenz, die Märkte sind überregional bis international. Technologieentwicklungen und damit verbundene Umstrukturierungen, die sich international durchsetzen (Rationalisierung der 80er Jahre), können hier nicht verschlafen werden, auch wenn mir Herr Zuegg Sen. erklärte, daß Südtirol mindestens zwei Jahre hinter der gesamteuropäischen Entwicklung nachhinke.

Notwendiger Bestandteil einer solchen Rationalisierungspolitik zur Hebung der Produktivität ist eine steigende Anforderung an die Qualifikation des Personals. Ganz in diesem Sinne meinte auch Herr Zuegg Sen., daß wir einen Qualitätssprung machen müßten. Die Zeiten der leichten Entwicklung und damit verbundener Unterqualifikation seien vorbei. So liege denn auch die Produktivität in seinem Betrieb beim ca. 10fachen als vor 20 Jahren. Diese Tendenz zu steigenden Qualifikationsanforderungen an das Personal durch die immer weiter fortschreitende Technologisierung und den sich verschärfenden Konkurrenzkampf, bestätigen auch andere Mittel- und Großbetriebe (z.B. Durst). Die Qualifikationsgruppen, die nachgefragt werden, sind Techniker (Maschinenbauingenieure), Physiker, Wirtschaftswissenschaftler und Informatiker. Das hierbei entstehende Potential an Akademikerarbeitsplätzen muß aller-

dings auch auf dem Hintergrund einer damit verbundenen Arbeitslosigkeit in niederen Qualifikationsstufen gesehen werden.

Für die große Dienstleistungsunternehmen wie Banken und Versicherungen gilt wohl ähnliches wie für die größeren Industriebetriebe. Im Personalbüro der Sparkasse erklärte mir, daß die Dienstleistungen der Bank qualitativ verbessert werden müßten. Gleichzeitig seien auch rationellere Arbeitsmethoden notwendig, was gerade durch die Computerentwicklung der letzten Jahre möglich werde (Rechenzentrum, direkte Buchung der Geschäftsvorfälle, ...). Damit würden Informatiker, Elektroingenieure einerseits gebraucht und andererseits Betriebswirtschaftler, Juristen und auch Politikwissenschaftler (indirizzo di diritto amministrativo).

Daß also in der Privatwirtschaft noch einiges Stellenpotential für Akademiker vorhanden ist, dürfte nach diesen kurzen Überlegungen wohl klar sein, insbesondere dann, wenn man bedenkt, daß in der sogenannten Studie der Universität Innsbruck festgestellt wird, daß bei 22% der Mitarbeiter in der Verwaltung und bei 36% der Mitarbeiter in der Produktion, deren Qualifikation dem Anforderungsprofil nicht entspricht (daß dieses Anforderungsprofil akademische Bildung voraussetzt, ist damit natürlich noch keineswegs gesagt). Dazu kommt, daß die Technologieentwicklung und die damit verbundene Rationalisierung noch keineswegs abgeschlossen ist, schon gar nicht in Südtirol. Dies verlangt jedoch neue Strategien im Arbeitskampf, um eine allzugroße Arbeitslosigkeit, die zwar nicht Akademiker treffen wird, zu vermeiden.

### Arbeitsplatzbeschaffungsmaßnahmen

Nach den bisherigen Überlegungen, kann man es wohl wagen zu sagen, daß die Akademikerarbeitslosigkeit im breiten Spektrum der allgemeinen Arbeitslosigkeit, eine Randerscheinung ist. Zum Glück aber ist nun unsere Landesregierung immer auf der Hut und hat, aus Angst vor dem Gespenst „Akademikerproletariat“, bereits vor einem Jahr eine Art Akademikertraining vorgeschlagen. Im Prinzip handelt es sich dabei um ein Zuckerl, das dem Unternehmer gegeben wird, um Akademiker anzustellen. Diese arbeiten ein ganze Jahr in einem Betrieb auf Kosten der Landesverwaltung (5 Mio. netto im Jahr), ohne daß diese verpflichtet wäre, den Praktikanten nachher in ein ordentliches Arbeitsverhältnis zu übernehmen (so wie das etwa in Österreich ist). Damit erspart sich der Betrieb zunächst einmal eine Arbeitskraft, auch wenn es ausdrücklich heißt, daß der Praktikant in keinem Abhängigkeitsverhältnis steht, nicht willkürlich für Hilfsarbeiten und in der Produktion eingesetzt werden darf und daß er Zugang zu allen Abteilungen haben muß. Die Umgehbarkeit dieser Regelungen ist ihre mangelnde Kontrollierbarkeit. Zwar werden alle vier Monate Fragebögen von den Praktikanten ausgefüllt und an das Amt für Umstrukturierung und Umstellung in Gewerbe und Industrie - dieses ist das Aufsichtsorgan dieser Praktikantenregelung - geschickt, doch nützt das wohl wenig, wenn man sich das materielle Abhängigkeitsverhältnis eines solchen „Beschäftigten auf Frist“ vorstellt. Periodische Versammlungen dieser Praktikanten werden derzeit nur von der Gewerkschaft gefordert, sind vom Land aber nicht genehmigt. Die Sozialversicherungsregelungen sowie die Kollektivverträge gelten für die Praktikanten im vollen Umfang.

Die Abstrusität dieser ganzen Regelung nimmt um einiges zu, wenn man bedenkt, daß es sich um keine einschneidende Maßnahme seitens der Landesregierung handelt, sondern daß diese Regelung ein Abkommen zwischen dieser und den Sozialpartnern ist, das am 14.11.83 geschlossen wurde, mit dem Vorbehalt allerdings, so teilte man mir bei der CGIL mit, daß es sich um ein Experiment mit maximal 100 Praktikanten handelt, wobei diese sowohl Akademiker als auch Maturanten sein können, mit einem Höchstalter von 30 Jahren, daß aber später versucht wird, eine gesetzliche Regelung zu schaffen. Derzeit beruft man sich auf das Industrieförderungsgesetz vom 8.9.81, das in

Artikel 2, Punkt g, den verstärkten Einsatz von hochqualifiziertem Personal in der Südtiroler Industrie vorsieht. Über eines muß man sich bei dieser Regelung im klaren sein. Solange nicht ein wirklicher Anreiz, oder auch Verpflichtung, geschaffen wird, daß diese Praktikanten auch wirklich in den Betrieb übernommen werden, solange bedeutet eine solche Regelung nur einen Aufschub von Arbeitslosigkeit einerseits und eine saftige Industriesubvention andererseits, die durchaus bessere Verwendung finden könnte, z.B. in einem Arbeitsplatzbeschaffungsprogramm für Jugendliche. Wenn man aber schon ohne makroökonomische Effekte subventionieren will, dann könnte man immethin noch soziale Aufgabenerfüllungen berücksichtigen. In diesen Sparten ist die finanzielle Lage überhaupt nicht rosig und an Personal fehlt es sowieso, auch an akademischem. Vergleichsweise dazu hat die italienische Regierung im Artikel 3 des Dekretes vom 27.4.84 „Misure urgenti a sostegno e incremento dei livelli occupazionali“ die sogenannten „contratti sulla formazione del lavoro“ eingerichtet, die einem ähnlichen Prinzip wie dem oben beschriebenen „Akademikertaining“ folgen, mit dem wesentlichen Unterschied allerdings, daß es für Jugendliche zwischen 15 und 30 Jahren gilt, also gerade dem Problem der Jugendarbeitslosigkeit Rechnung trägt. Was unverständlicherweise auch dort fehlt, ist ein Anreiz, im positiven oder negativen Sinne, für den Unternehmer später ein ordentliches Arbeitsverhältnis einzugehen.

„Vom Standpunkt des einzelnen aus gesehen ist es jedoch gleichwohl zweckmäßig, sich im allgemeinen Wettlauf um Schulzeugnisse zu beteiligen. Denn wenn sich dadurch auch nicht die Sozialstruktur zum Vorteil der Mehrheit verändert, so kann doch jeder einzelne sicher sein, daß er ohne eine längere Ausbildung größere Risiken zu tragen hätte. Der Zufall mag ihm helfen, in der Masse der Diplomierten etwas zu gewinnen, auf jeden Fall handelt er sich Nachteile ein, wenn er die „Bildungschancen“ ausschlägt. So beruht das Interesse am sozialen Aufstieg durch Bildung nicht einfach auf einem Irrtum, sondern ist Ausdruck eines Kalküls, das angesichts der gesellschaftlichen Verhältnisse ganz zweckmäßig erscheint, das aber gleichwohl an diesen gesellschaftlichen Verhältnissen auch scheitert – es ist notwendig ein falsches Bewußtsein.“<sup>10</sup>

#### ANMERKUNGEN:

- 1 Rolf Naumann und Bernhard Steinberger: Zur lang- und mittelfristigen Arbeitskräfte- und Bildungsplanung im Sozialismus ... in: Texte zur Bildungsökonomie, Hrsg. Armin Hegelheimer, 1974, Frankfurt-Berlin-Wien, Ullstein-Verlag
- 2 Unter diesem Titel gab es eine Studientagung der Südtiroler Hochschülerschaft zum Thema Bildungspolitik
- 3 Alle in diesem Abschnitt gegebenen Informationen sind, wenn nicht anders angegeben, aus folgenden Quellen entnommen:
  - Die Großzählung 1981-1982, Amt für Statistik und Studien der autonomen Provinz Bozen, Bozen 1983



- Volkszählungsband 1981 Vol. II, Dati Provinciali – Bozen, ISTAT
- Annuario di statistica del lavoro, 1982 ISTAT
- Annuario di statistica dell'istruzione, 1982 ISTAT
- Hochschulstatistik Österreich, Tab. 3.03 – inskribierte ordentliche italienische Hörer, WS '79/80, BMFWuF
- „Il Sole – 24 ore“, 25.5.84
- 4 Südtirol Handbuch, Hrsg. Autonome Provinz Bozen, Bozen 1980
- 5 „Corriere della sera“, 28.5.84
- 6 Auskunft des ASM
- 7 Auskunft des Schularmes für die italienische Schule
- 8 Stellenpläne des Amtes für nominelle Landesstellenpläne
- 9 Auskunft des Amtes für Arbeitsmarkt
- 10 Gero Lenhardt: Berufliche Qualifikation und Arbeitslosigkeit ... in: Der hilflose Sozialstaat, Jugendarbeitslosigkeit und Politik, Hrsg. Gero Lenhardt, Frankfurt a.M. 1979, Suhrkamp Verlag

### KURZGESCHICHTEN-WETTBEWERB FÜR TIROLER AUTOREN im Sender Bozen der RAI

Der Sender Bozen veranstaltet einen Kurzgeschichten-Wettbewerb für Autoren aus Süd-, Nord- und Osttirol. Am Wettbewerb teilnahmeberechtigt sind unveröffentlichte Originalwerke, die einen Umfang von 6 Maschinenschreib-Seiten zu je 30 Zeilen nicht überschreiten dürfen. Die Arbeiten müssen bis spätestens 31. Oktober 1984 bei folgender Adresse eintreffen:

RAI-Radiotelevisione Italiana  
Sender Bozen  
„Kurzgeschichten-Wettbewerb“  
Mazziniplatz 23  
I-39100 BOZEN

Eine Jury prüft die zugelassenen Werke und vergibt folgende Preise:

1. Preis: 500.000.- Lire
2. Preis: 300.000.- Lire
3. Preis: 200.000.- Lire

Die genauen Wettbewerbsbestimmungen sind beim Sender Bozen erhältlich.



## Eine »anständige« Jugend

Thomas Benedikter

„Wahrscheinlich ist die Südtiroler Jugend – trotz argen Verzug seitens der Partei in der politischen Betreuungsarbeit – im allgemeinen deshalb noch so anständig, weil sie aus anständigen Familien kommt“, schrieb Senator Brugger 1968 im VOLKS-BOTEN. Ist sie's heute, 16 Jahre später, ebenso? Noch immer der typische Südtiroler, der seinen politischen Betreuern punkto Unterstützung und Zustimmung keine Sorgen bereitet? Zwischen Pankerci und dem neuesten Motorrad, Betriebsalltag und Disco, zwischen den neuesten Klamotten und sonstigem Schnickschnack gegen Langeweile hat sich oberflächlich so viel nicht verändert. Aber einige Symptome, einige Entwicklungen geben sogar Politikern immer mehr zu denken.

Das Interesse der Jugend an politischen Entwicklungen und Ereignissen im Land und „draußen“ ist seitdem weiter zurückgegangen, und die Zweifel, daß die Jugend im politischen Geschäft überhaupt etwas zu schaffen oder beizutragen hätte, haben zugenommen. Aber auch die Juniorenriege der Volkspartei muß feststellen, daß die Jungwähler nicht mehr ganz bei der

Stange bleiben und ihre Ortsaktivitäten schütterer werden. Dabei hatten sie, gestützt auf die vollen Kassen der Mutterpartei, seit 1970 diesen Tendenzen kräftig entgegengerudert, um die Jugendlichen – mit propagandistischem Aufwand ohne geistigen Rückstoß – zumindest vor politischen Versuchungen zu bewahren und möglichst bruchlos zum mündigen SVF-Bürger hinzuführen, der im 5-Jahre-Rhythmus den richtigen Pererlini ankreuzt.

Das besonders eifrige Hin- und Herwälzen der völkischen Probleme nahm ihnen ein wachsender Teil der Jugend einfach nicht mehr ab, zumal dies arg auf Kosten anderer Themen ging: besonders rege wurde es nämlich meist bei personalpolitischen Querelen oder wenn tirolische Heißsporne vor akklamatorfreudiger Basis auch die Mutterpartei an Kampfparolen noch zu übertreffen suchten, sodaß Markus Perwanger, JG-Export, in einer Mischung zwischen Selbstkritik und Erfolgsvermerk für die gelungene politische Jugendbetreuung, im Mai 1982 feststellen konnte: „Auch im Bereich der Jugendbewe-

gung ist das Lager der Mehrheit nicht das Lager der Aktion, sondern seit wenigen Jahren ausgesprochen das Lager der Reaktion, die kaum neue politische Inhalte erarbeiten und vermitteln kann." Die wirtschaftlich aufstrebenden 70er Jahre, die erstickende Übermacht des Sammelparteiensystems, die Omnipresenz kirchlicher Verbände und Sozialarbeit: Anpassung und Ausgrenzung gedeihen hier besser, Widerstand wirkt wie Sisyphus-Arbeit, Norm und „Anständigkeit“ setzen sich leichter durch.

Die fruchtlosen Versuche italienischer Oberschüler im heurigen Frühjahr in Bozen – auch nur einige Kollegen zum Mitstreiken für ein interethnisches Kommunikationszentrum zu bewegen, die läppischen Fragen einer „repräsentativen“ Auswahl von Jugendlichen beim TVS-Politikerhearing vor den Landtagswahlen, der Mangel an gewerkschaftlicher Organisation der Lehrlinge und jungen Arbeiter gerade in den jetzigen „rollback“-Zeiten und das kontinuierlich abnehmende Interesse auch bei Studenten, das auch eine SH in Mitleidenschaft zieht, zeigen zumindest eines recht deutlich auf: das Organisiertwerden und auch der gemeinschaftliche oder verbandliche Einsatz wird immer mehr zum Minderheitenphänomen, das sogar im Verbändeparadies Südtirol gerade noch ein Viertel der Jugendlichen noch halbwegs erfasst. Das nüchterne Kalkül, daß die eigene Zeit zu wertvoll ist für wenig „lohnende“ Verbandsarbeit und zu beansprucht von lauter wichtigen Ausgleichsaktivitäten zum Alltagsstress ist, setzt sich wie unaufhaltsam fort und gegenüber dem wachsenden Problem, sich zeitlich und finanziell auf die Produktpalette der Freizeitindustrie einzustellen, greift bei anderer die „strukturelle Langeweile“ weiter um sich.

Zwischen Heldenepos und Schützenpomp, Tirol-Symposien und Gedenk-Veranstaltungen jeder Art trafen sich in diesem Frühjahr auf zwei Südtiroler Schlössern Tiroler Jugendliche, um sich mit einem auseinanderzusetzen, was sie an Problemen 1984 umtreibt ...

### Isch Tirol lei oans?

Die organisierte konservative Jugend Tirols, die JG/SVP, die AVS-Jugend, die Bauernjugend und die Junge ÖVP Tirols, hatte auf Schloß Prösel geladen, um in vier Themenkreisen – Politik, Sport, Natur- und Umweltschutz und Kultur – die Einheit Tirols zur Debatte zu stellen. „Kritisch, aber tirolerisch“ wollten es die Veranstalter haben, nachdem von den Festrednern „zum Gedenkjahr bereits viel lautes Stroh gedroschen worden sei“ (JG-Faltblatt PROFIL). Im Gesprächskreis Politik sollte somit mal die Jugend drankommen, um sich über sich, Tirol und das Gedenkjahr, über Frieden und Freiheit und anderes mehr auszusprechen, während die anwesenden Landespolitiker zuzuhören hatten. Das Thema Frieden und Freiheit gab herzlich wenig Gesprächsstoff ab: was sollte ein so kleines Land wie Tirol denn schon machen, hieß es. Gäbe es denn nicht oben in Europa dank Rüstung und Raketen die längste Friedensepoche seiner Geschichte?

Da holten die versammelten Jungtiroler beim Thema geteiltes Tirol und Tirolertum schon ganz anders aus: schmerzlich wird der Verlust der Einheit noch verspürt und ebenso die zunehmende Entfremdung zwischen den Landesteilen, sodaß die meisten Jugendlichen im Norden wie im Süden die jeweiligen Landsleute halt genauso wichtig oder unwichtig geworden seien, wie etwa Schweizer oder Bayern; daß die „geistige Einheit Tirols“ nicht herbeigeredet werden könne, müsse man zur Kenntnis nehmen, daß das Geschichtsbewußtsein der jungen Tiroler immer weiter verkomme: daß man österreichische Sportler hier schon auspfeife; daß man sich doch zurückkaufen solle, was den Südtirolern genommen worden sei oder vielmehr sich zurückholen solle, was einem gestohlen worden sei; daß doch auch einmal ein österreichischer Präsident oder Bundeskanzler nach Südtirol kommen solle; daß man die österreichische Identität des Südtiroler Volkes besser bewußt machen solle; daß man den Südtirolern doch zumindest eine eigene Sportnation gönnen solle, damit die Thönis und Hildgartners nicht

immer hinter der italienischen Fahne einherziehen müßten und ähnliche existentiellen Fragen klaubte man auseinander. Kein allgemeiner Konsens ließ sich finden, auch nachdenkliche Stimmen mischten sich dazwischen, doch das Völkische bewegte die Gemüter, verschwommene Einheitsnostalgie und Rückbesinnung auf die „wahren“ Werte des Tirolertums gingen um. Suche und Wiedergewinnung der tirolischen Identität, ob Fetisch oder Phantasiegebilde, diesen Jugendlichen scheint sie einfach ein Herzensanliegen zu sein. Nie fiel das Wort Arbeitslosigkeit oder Wirtschaftskrise, niemand wagte den Vergleich konkreter politischer Zustände und Perspektiven in den beiden Teilen Tirols, tabu blieb die Jugend- und Bildungspolitik, keiner sprach von Neutralität und NATO. Aber man gefiel sich darin, die Politik auf die Wiedervereinigungsnot zu versumpeln, sich in der passenden Aufbereitung von Geschichte und den Kämpfen der Vorfahren die Identität für heute zu besorgen und „tirolerisches Denken und Handeln in den Vordergrund zu stellen“ (Aufruf der JG) und darin scheint Tirol noch oans zu sein.

### „Alternative“ Jugend auf Wolfsthorn

Eine ziemlich andere, weniger tirolisch aufgemachte Jugend – zahlenmäßig gerade ein Zehntel als beim konservativen Jugendtreff – bevölkerte an einem anderen Wochenende das zum Jugendheim umgebaute Schloß Wolfsthorn ober Andrian. Die SH hatte alle autonomen, alt- und neuingewessenen lokalen Jugendgruppen und andere Kultur- und Initiativgruppen des Landes zu einem offenen Treffen eingeladen: solche, die bereits zum Dorfbild gehören, wie das Jugendkollektiv Lana oder der Kultur- und Freizeitverein Obervinschgau, und ganz frisch aufgetauchte Gruppen wie jene aus Ulten oder auch die Gruppe für ein Jugend- und Kommunikationszentrum in Meran, andere wieder aus Latsch, Schlanders, aus Bruneck, Toblach und Größen: Jugendgruppen aus ländlichen Gebieten eher, die abseits der „traditionellen“ Vereine ihre Initiativen ergreifen und etwas vorwärtsbringen. Erfahrungsaustausch, Musik, politische Diskussion, ein INFO-Bazar. Vorträge: alles sollte ein bißchen Platz haben: Ökologie, Frieden und Abrüstung, Frauenfragen, Kultur auf dem Dorf und auch die konkret erlebte Jugendarbeit und Jugendpolitik standen als Themen auf dem Programm der Gesprächskreise: für eine vertiefte und ausführliche Diskussion natürlich zu breit und allgemein gewählt, doch kann dies nur ein Anfang sein. Neben den politischen wurden dabei auch Organisationsfragen diskutiert: oft arbeite man zu isoliert, oft vermisste man eine Art Vernetzung und Verbindung von einzelnen Dorfgruppen, um fallweise auch etwas gemeinsam zu Wege zu bringen oder politischen Druck auszuüben. Also doch ein Bedürfnis, einen übergreifenden Rahmen, einen „Dachverband“ zu bilden, zur üblichen Form der Interessenvertretung, Delegation und Repräsentation zurückzugreifen? Nein, man möchte vor Ort vor allem mitbestimmen und seine Vorhaben verwirklichen können, man hat was gegen das Organisiertwerden von oben, gegen große Verbände, wofür zuviel Energie verloren gehe. Die bürokratischen Zwänge, der sog. Formalitätenkram müsse halt reduziert werden, Förderungsgesetze vereinfacht werden, um nicht als Jugendgruppe einen Rechtsanwalt oder Steuerberater beanspruchen zu müssen, lautete die Forderung. Die Landesregierung spare letztlich – trotz Jugendförderungsgesetz – an der Jugend, hieß es, da insgesamt unter Aufrechnung anderer bisheriger Maßnahmen. Für die Jugend weniger ausgegeben werde. Die Jugend erwarte sich nicht einen bloßen Jugendservice, kirchliche Jugenddienste oder Spielsalons mit Flipper und Calceotto, sondern auch Möglichkeiten für Eigengestaltung und eigene Programme. Doch bei kulturellen Arbeitsgruppen oder Kursen seien dann wieder nur einige wenige dabei, obwohl gerade dort die Chancen lägen:

„Tirol darf nicht weiterhin das Paradebeispiel dafür sein, was Adorno den „Schlupfwinkel eines stets abrufbaren reaktionären Potentials“ nannte. Es müssen autonome

Strukturen gefördert werden. Dezentral-kritische Gruppen sollten aus dem kulturpolitischen Würgegriff der örtlichen Kultur- und Landespolitik gelöst werden, denn die Erneuerung kommt von dieser autonomen und kritischen Basis!" (Hans Hais)

Zurück zu den Wurzeln also, zum Dialekt, eigene „demokratische“ Traditionen wiederzuentdecken, kleine Zellen von Alternativkultur entwickeln; akzeptieren, daß man nicht akzeptiert werde, Alltagsgeschichte von unten aufarbeiten, die Lederhosenherrgottswinkelmentalität aufweichen, kurz hält ein anderes Tirol lebendig werden lassen. Die alternativen Vorstellungen bleiben diffus, eine politische Kritik vage, die konkreten Ansätze sind noch zu spärlich – zufällig. Der gemeinsame Protest der Burgvollversammlung gegen die mangelnde finanzielle Dotierung des Jugendförderungsgesetzes war das Greifbarste, doch am Geld allein kann's nicht hapern. Einige Markierungen und Richtungen ließen sich ausmachen, einige Anregungen mitnehmen; etliche organisatorische Probleme hat dieser unorganisierte Teil der Jugend noch zu lösen, wenn er sich besser zu Wort melden will

### Der Jugendring: Stimme der Südtiroler Jugend?

Vor rund 7 Jahren haben sich 13 Südtiroler Jugendorganisationen im Schlepptau des ebenfalls gerade entstandenen Amtes für außerschulische Jugendarbeit zu einem lockeren gemeinsamen Dachverband zusammengesetzt, der allerhand Initiativen entfaltet und sich inzwischen „vor allem durch eine breite Öffentlichkeitsarbeit und Stellungnahmen zu den aktuellen jugendpolitischen Problemen als ernstzunehmender und wichtiger Gesprächspartner etabliert hat“ (Herbert Taschler).

Die tragenden Vereine, von der JG/SVP über die Bauernjugend bis zur AVS-Jugend, sind lauter Organisationen, die als Jugendabteilungen von Erwachsenenverbänden eine relative Unabhängigkeit haben und „beinahe ausschließlich traditionellen Organisationsformen verhaftet sind“ (Herbert Denicob), die die vielen katholischen Jugendorganisationen um sich scharten – keine eigentlichen Mitgliederorganisationen – wozu sich schließlich auch die SH gesellte. In dieser „Arbeits- und Aktionsgemeinschaft von Südtiroler Jugendgruppen“ sitzt die Jugendorganisation von „Big Brother Partei“ also nicht nur drin, sondern stellt heuer auch zum zweiten Male den Vorsitzenden. Eigentliche Mitsprachbefugnisse oder echte, transparente und demokratische Mitbestimmungsrechte hat der SJR jedoch nicht, wie auch der Jugendbeirat beim Kulturrassessorat nur beratende Funktion hat und nur ernannt oder berufen wird. Als ein Gesprächsforum oder Club leitender Jugendfunktionäre versucht er auf die Jugendpolitik des Landes Einfluß zu nehmen, sich zu jugendpolitischen Themen zu Wort zu melden und sich als Vertretung „der“ Jugend zu profilieren. Da aber z.B. gerade die Schüler und die Lehrlinge bzw. die jungen Arbeiter als solche weitgehend fehlen, interessierten Probleme der Ausbildung, des Arbeitslebens und der Bildungspolitik bisher nur am Rande, während man sich im wesentlichen auf die Jugendfreizeitpolitik als genuine(n) Bereich der „Jugendarbeit“ konzentrierte. Doch probt der SJR-Vorstand jetzt auch den Einstieg in die verfilzte Kommissions-Sozialpartnerschaft, gesprächshalber natürlich, denn einen „Interessenausgleich“ zwischen Wirtschaft und Jugend auf diesem Wege trägt's noch nicht ohne Mandat und ohne Basis.

Den größten praktischen Erfolg, den der Jugendring im Zusammenwirken mit dem Amt für Jugendarbeit erreicht hat, war ohne Zweifel die Durchsetzung – nach langer Hinhaltetaktik der Landesregierung – des Jugendförderungsgesetzes (JuFöG) im vorigen Jahr. Gegen die kümmerliche finanzielle Dotierung des Gesetzes bisher, gegen die defensive und widerborstige Haltung vieler Gemeinden in der Jugendförderung und endlose Vertröstungen in der Jugendzentrumsfrage konnte er weit weniger ausrichten. Eine breitere und repräsentativere Basis

und eine unabhängigere Leitung könnte ihm also nur nützen. Doch ist der Jugendring kein wirklich offener Verband oder an einer Öffnung interessiert: vor allem wo den SJR-Mehrheitsvereinen bei Beitrittswilligen Vereinen inhaltlich und sprachlich was nicht ganz geheuer war, wurde die Aufnahme einfach verweigert (Südtiroler Kulturzentrum) oder ein Beobachterstatus ohne Stimmrecht geschaffen (Filmclub, VKE und La Strada/Der Weg); eine Art Auffangbecken für mehrsprachige oder unliebsame Vereine also (z.B. Südtiroler Kriegsdienstverweigerer), obwohl sich der Jugendring satzungsgemäß die Arbeit für die gesamte Jugend zum Ziel setzt. Doch drohen die Verbände, die hier wirklich das Sagen haben, – JG/SVP, AVS-Jugend und Bauernjugend – bereits vorsorglich mit dem Austritt, was bedeutet, daß weder mehrsprachige, noch lokale autonome Jugendgruppen hier jemals eine echte Vertretung finden werden können. Ein echter Südtiroler Gesamt-Jugendring mit kodifizierten Mitspracherechten und ohne Dreinsreden von Parteijugendten steht dabei noch gar nicht zur Debatte. Eine „gangbare, pragmatische und realitätsbezogene Linie“ nennt der SJR-Vorstand diese seine Politik, setzt sich selbst und seinen Spielräumen Grenzen, akzeptiert widerspruchlos die strikte Grenzziehung zwischen Jugendlichen verschiedener Sprachgruppen und sieht über die Verbandsrealität kaum hinaus: eine Jugendvertretung, die zu wünschen übrig läßt.

### Öffentliche Jugendförderung

Das JuFöG von 1983 war eine Schweregeburt. Seit 1969 hatten Landesbedienstete im Ausland allerorten Erkundigungen eingezo-gen, wie man die Jugend dort „fördere“, hatte man die Kulturrassessorate gedrängt, nicht weiterhin gegenüber Nordtirol, das z.B. heuer rund 5 Mrd. Lire für Jugendzwecke ausgibt, und anderen österreichischen Bundesländern dermaßen zurückliegen und hatte man die Notwendigkeit einer öffentlich unterstützten Jugendarbeit bekräftigt. Natürlich begann die Jugendarbeit und -förderung nicht erst mit der Verabschiedung dieses Gesetzes, doch war diese vorher indirekt, kompetenz- und verwaltungsmäßig uneinheitlich und verzettelt und unzureichend; nun sollte eine kontinuierliche und wirksame Förderung nach „organisatorischen Konzepten“ – sogar ein Jugendplan war einmal im Gespräch – eingerichtet werden, die nicht zuletzt vor allem auch den bestehenden Jugendverbänden eine solidere finanzielle Grundlage verschaffen sollte. Immerhin wurde nun die Landesregierung für die Jugendarbeit als „eigenständiger Erziehungs- und Bildungsbe-reich“, also als öffentliche soziale Dienstleistung auf Dauer in die Förderungspflicht genommen. Über Höhe und Verteilung ist dabei noch nichts ausgesagt; auch muß die jetzige Gesamtförderung, die zunächst sehr kärglich ausfiel, die vorher auf anderen gesetzlichen Grundlagen erfolgte Beitragszuteilung insgesamt nicht aufwiegen. Auch die Gemeinden werden durch das JuFöG nicht verbindlich in die Pflicht bei der Jugendförderung genommen, wonit hier somit kein großer Aufschwung zu erwarten ist. Wenn manche Politiker daher Südtirol mit diesem JuFöG als dem ersten seiner Art als Schrittmacher in Italien herausstreichen, wird schlicht vergessen, daß es in vielen Regionen ein viel stärkeres Engagement der Gemeinden ohne großspurige Gesetze gibt und bereits viele Jugendzentrum und Jugendtreffs existieren, während hier – vor allem in den Städten – solche offene Infrastrukturen noch völlig fehlen. Neben hübschen Präambeln und Floskeln und einem wirklich vollständigen Katalog von Aufgaben, die es da zu erfüllen gelte, sieht das JuFöG 5 Maßnahmenbereiche vor: Beitragsvorgabe, Jugendzentren, Ausbildung von Jugendbetreuern, Einstellung von Vollzeit-Personal und Studien zur Lage der Jugend. Dominant bleibt das Prinzip der Subsidiarität, die öffentliche Hand vergibt Beiträge je nach der von ihr festgesetzten Förderungswürdigkeit und wenn auch eine beträchtliche Eigenfinanzierung nachgewiesen werden kann. Der Aufbau bzw. Einrichtung von Infrastrukturen, also primär Jugendzentren, ist im

Förderungsprogramm ebenfalls vorgesehen, jedoch ist die Schwelle für die in Frage kommenden Träger durch einige Erfordernisse (z.B. Nachweis über die Verfügbarkeit über eine Liegenschaft für die Dauer von mindestens 9 Jahren) recht hoch gezogen.

Auf dem Papier bietet das JuFÖG allerhand Möglichkeiten, aber die Praxis der Durchführung wird so manches der schönen Absichtserklärungen einschränken, was wirklich offene, von Jugendlichen selbst gestaltete und getragene Jugendarbeit erhalten könnte. Entscheidend bleibt, daß die Jugendlichen vor Ort darauf Einfluß nehmen können, was für sie an Einrichtungen bereitgestellt wird, ob es unabhängige, selbstbestimmte Formen der Jugendarbeit geben wird statt Gleichschaltung und Anpassung, ob das Gesetz auch eine ausreichende finanzielle Basis erhalten wird und nicht weiterhin unliebsame Vereine mit reinen Almosen abgespeist werden, daß offene und öffentlich verwaltete Infrastrukturen geschaffen werden und nicht nur eine öffentliche Unterstützung der bisherigen Jugendarbeit als Domäne der großen, eingessenen Verbände erhalten bleibt, und die Auseinanderhaltung der Sprachgruppen als leitendes Prinzip auch für die Jugendarbeit verankert wird.

### Wo bleiben die Jugendzentren?

Die Jugendzentren sind die drängendste und heikelste Frage. Bereits 5 Jahre ist nun her, daß hunderte Jugendliche aller Sprachgruppen mit der friedlichen Besetzung des Monopol-Gebäudes in Bozen für die Errichtung eines interethnischen Jugend- und Kommunikationszentrums demonstrierten. Nach einem Monat zäher Verhandlungen und begeisterter Aktivität am geplanten Projekt zerstörten die Stadtwaltingen mit ihren Bulldozern den Traum. Auch in den darauffolgenden Jahren gab es Demonstrationen, Hearings und viele Bemühungen in direktem Kontakt mit den Verantwortlichen bei der Stadtverwaltung: ohne Erfolg. Gleichermassen in Meran und Brunico. Um die kleinsten und nordmöglichten Räumlichkeiten müssen Kultur- und Jugendgruppen hier verbissen kämpfen, um im klientelistischen Filz nicht immer leer auszugehen.

Ein echtes, öffentlich getragenes Jugendzentrum gibt es auch 1984 in ganz Südtirol noch nicht. Auch das UNDA-Jugendzentrum der Jugendgruppe Toblach wird zwar in relativer Selbstverwaltung geführt, aber von der katholischen Jugend getragen. Fehlen solche Voraussetzungen, werden die besten Ansätze abgeblockt, wie etwa in Meran oder in Latsch. Grundsätzlich haben sich dabei, neben dem Jugendring, auch die SVP, „Jugendpolitiker“ für die baldige Errichtung von Jugendzentren in Mittelpunktorten ausgesprochen: die Frage ist daher vor allem das Wann und Wie, also ob diese auch nach dem Geschmack der SVP und den ihr nahestehenden Verbänden ausfallen, nachdem bereits gesetzlich abgesichert wurde, daß es nur ethnisch getrennte JZ geben wird.

Eine direkte Trägerschaft durch Jugendvereine scheidet fast immer wegen Finanzmangel aus, zudem muß eben die Offenheit und Zugänglichkeit gewahrt bleiben. Gemeinden als Träger würden jedoch gerade die Finanzierung als willkommenes Druckmittel für ihre Interessen benutzen, um ihren Einfluß, ebenso wie kirchliche Träger, immer wieder geltend zu machen: aber was soll ein JZ außerhalb von Schule und Betrieb, wenn die Bewegungsfreiheit der Jugendlichen doch wieder durch allerlei Vorschriften und Gehorsam eingeeignet wird? Daß die SVP von vorneherein auch sicherstellen wollte, daß es nur sprachlich getrennte Jugendzentren geben dürfe, also ihre Barrieren und Fronten gegen die „Mischkultur“ auch in die Jugendarbeit und die Jugendzentren hineinverlängern wird, war eine ausgekartete Sache. Zwar wird die Allgemein zugänglichkeit der Jugendzentren weiterhin zugesichert, doch lassen sich hier auch subtilere Wege und Methoden finden, um gerade im Jugendfreizeitbereich, wo es wichtig wäre, sprachgruppenübergreifend zu arbeiten, die sprachliche Trennung weiter durchzusetzen. Es ist schwer vorstellbar, daß in diesem Klima in den Städten halbwegs mitbestimmte oder selbstverwaltete



(der rein geschäftliche Bereich kann hiervon ohne weiteres ausgeklammert bleiben) Jugendzentren entstehen werden können. Über Hinhalte- und Hinauszögerungstaktiken seitens der Behörden und Gemeindevertreter, über die Erfüllung kleinerer Zusagen, die Bindung hartnäckiger Teile von Jugendzentrumsinitiativen als Kleinarbeit im unständlichen und aufreibenden Behördenumgang, über Spaltungsversuche der Initiativen in Gutwillige, Einsichtige und Radikale, Radaubröder und Kommunisten bis hin zu Kriminalisierung aktiver Teilnehmer und Gruppen ist hier ein breites Spektrum verschiedener Reaktionen auf Jugendzentrumsinitiativen bekannt, wobei empörte Anrainer, denen das nichtangepasste Verhalten der Jugendlichen nicht paßt, ebenso zum Arsenal gehören wie die Stimmungsmache in der Tageszeitung, die immer wieder herausstreicht, „Südtirol habe als Jugendzentrum doch die Bege“.

### „Freiräume“ für die Jugend?

Die jugendpolitischen Ansätze der Landesregierung und der Gemeinden als Hilfsorgane sind – abseits von Absichtserklärungen und hohen Gesetzespräambeln – noch zögernd und mißtrauisch. Ging es früher um die finanzielle Anstrookung unliebsamer Vereine, um die Verhinderung angewollter Jugendzentren und ums Abblocken alternativer Initiativen – Protest und Demos verhalten ganz ungehört – so beginnt nun eine Phase, wo Versäumtes in der Jugendarbeit einigermaßen aufgeholt werden soll und gut gesteuerte und kontrollierte Formen von Jugendbetreuung und ideologiegerechter Sozialisierung die traditionelle Jugendverbandsarbeit ergänzen sollen. Familie, Nachbarn, Schule und Vereine als Sicherungsnetz im jugendalltag mit ihren einfachen Mechanismen reichen bei der Bewältigung der langsam um sich greifenden, neuen sozialen Probleme nicht aus, und auch die Disco oder das Gasthaus, das reine Konsumieren von Freizeit und Freizeitprodukten gleicht den Alltagsfrust, die erfahrene Unterdrückung und das Gefühl von Überflüssigkeit nicht aus. Die Kirche legt sich somit gewaltig ins Zeug, um ein flächendeckendes Netz an „Jugenddiensten“, an kirchlicher Jugendversorgung bereitzustellen und nicht noch mehr Boden zu verlieren. Zudem kommen neue Anforderungen auf die Jugendbetreuung und -organisation zu: zum einen die Notwendigkeit, Mitarbeiter besser als bisher auszubilden und zu bezahlen – „Jugend“ als ein Hauptbetätigungsfeld für Sozialarbeiter, Pädagogen und Psychologen und zum anderen die laufende Jugendarbeit bestehender großer Verbände, ihre aufwendigen Einrichtungen und Program-

me besser zu unterstützen und zu finanzieren. Jugendarbeit und ihre Förderung durch die öffentliche Hand soll damit Defizite anderer brüchig gewordener Institutionen ausgleichen, soll soziale Prophylaxe statt bloßer Bekämpfung von Symptomen ermöglichen und soll schließlich „neben der Schaffung von Arbeitsplätzen und familiengerechten Wohnungen der Jugend ihren Freiraum für die persönliche und kulturelle Entfaltung verschaffen“ (Oskar Peterlini). „Freiräume“ ist das neue Lösungswort: in einem solchen soll der Jugendliche mit Anleitung und Betreuung die Zumutungen des Alltags und der konkreten Politik verdauen lernen und sich wieder einen brauchbaren Sinn zulegen. Den Alten ihre Zusammenfassung in Heimen zur organisierten Versorgung und „Animation“, den Erwachsenen ihre Kulturhäuser, Sportanlagen und Freizeitförderung und der Jugend ihre Freiräume.

„Erziehung und Entfaltung kann nur in einem politischen Freiraum entstehen: nur so gibt es die Auseinandersetzung mit allen geistigen Strömungen“ (Kath. Hochschuljugend). Dieser Raum wird aber gerade so „frei“ sein, wie ihn Erzieher und Beaufsichtiger in Kirche und Trägervereinen eben haben wollen. Aber Jugendarbeit ist nie ohne politischen Gehalt, ebensowenig wie für die Erwachsenen die Freizeit, kann für den Jugendlichen – nach Betrieb und Schule – ein „Freiraum“ als erfüllende Gegenwart bereitstehen. Aber für kreative Unterhaltung, für gemeinsame Lernprozesse, aktive Mitarbeit in Projekten und praktisches Tun kann es hier Platz geben; Selbstorganisation und -verwaltung kann geübt werden, kann ohne Kontrollen und Sanktionen und schichtenspezifische Trennung gemeinschaftlich solidarisch Handeln praktiziert werden, ohne Jugendliche gegeneinanderzustellen, kann eine Verbindung hergestellt werden zwischen persönlich erlebten Konflikten

im Alltag und den gesellschaftlichen Formen der Abhängigkeit und Benützung, können Experimente, neue Kulturformen und ein Gegenpol zu kommerziellen Freizeitstrukturen gestartet werden, können Jugendliche sich für wirkliche Mitwirkungsrechte an politischen und gesellschaftlichen Entscheidungen einsetzen. „Jugend, die fest in einem Dorfgeschehen eingebunden waren, die damit unter der sozialen Kontrolle des Dorfes standen, die aber auch keinen Grund hatten und keinen Anlaß sahen, am Herrgott zu zweifeln und an der Kirche und den Institutionen, die einem Halt boten und einen Sinn im Leben gaben, diese Jugendlichen waren kaum gefährdet“ (Peterlini). Schaffen es diese Jugendschützer und -förderer den „verzichts-entwöhnten“ und skeptisch-apatthischen Jugendlichen ihre Werte anzudrehen? Weder auf sie, noch auf den Lobbyismus des Jugendrings und noch auf das parteiinterne Intrigieren der SVP-Junioren können sich Jugendliche, ob in Stadt oder Land, verlassen, um ihre „Freiräume“ durchzusetzen, also freie Räume. Beim Bau und der Nutzung von Vereins- und Kulturhäusern, der entsprechenden Sanierung von Altbauten, bei der räumlichen Nutzung und Verwaltung, der Erstellung von Programmen und Einstellung von Personal, der Verteilung von knappen Förderungsmitteln und allgemeineren jugendpolitischen Maßnahmen, müssen die Jugendlichen eine bessere, weitergehende Mitbestimmung fordern, ihre Ansprüche geltend machen und sich lokal dafür besser und selbständiger zusammenschließen.

„Ich bin nicht pessimistisch, denn der größte Teil der Jugendlichen ist Gott sei Dank normal und wird auch in Zukunft seinen Mann stellen“, sagte Robert Kaserer in der JuFÖG-Landtagsdebatte. Gegen eine solche gefügige „Anständigkeit“ kann man sich allerhand einfallen lassen.



## SELBSTDARSTELLUNGEN VON JUGENDGRUPPEN

Beim von der Südtiroler Hochschülerschaft organisierten „Wolfstbumer Treffen“ (31. März und 1. April 1984), bei dem sich autonome Jugendgruppen, Kulturgruppen und Vereine zu einem Erfahrungsaustausch zusammengefanden, wurden die einzelnen Organisationen aufgefordert, Eigenberichte über ihre Arbeit zu verfassen und diese der SH zukommen zu lassen. Was uns erreicht hat, wurde hier gedruckt, um auf diese Weise den sonst im Stillen arbeitenden Gruppen etwas mehr Öffentlichkeit zu bieten.

### DER KULTUR- UND FREIZEITVEREIN OBERVINSCHGAU

Jugendarbeit zu betreiben, kulturelle Alternativen anzubieten und eine gezielte Freizeitgestaltung, aber vor allem politische Betätigung waren die Punkte, die eine kleine Gruppe einige Monate vor den Gemeinderatswahlen 1980 beschäftigte. Man wollte vorerst die Jugend mobilisieren, um im, in der Vorwahl-

zeit in Aussicht gestellten, neuen Gemeindezentrum auch einen Raum zu bekommen. Man versuchte eine Oppositionsgruppe zur allmächtigen SVP aufzubauen. Interesse wurde uns schon entgegengebracht, nur die Kandidatur für die Wahlen blieb der Initiativgruppe. Die „Weckerliste“ zog dann mit einem Kandidaten in den Prader Gemeinderat. Die Weichen waren gestellt.

Als die neu in den Gemeinderat von Prad eingezogene Weckerliste bei der ersten Gemeinderatsitzung um einen Beitrag zur

Finanzierung einer Kulturwoche in Prad ansuchte, wurde der Antrag mit der Begründung, keine Parteienfinanzierung machen zu wollen, zurückgewiesen. Also waren wir gezwungen, einen Verein zu gründen. Dies ging alles sehr schnell. Der Kultur- und Freizeitverein Obervinschgau war entstanden.

Nun konnten wir die kulturellen und freizeittlichen Tätigkeiten, die wir als Wackerliste auf unser Programm geschrieben hatten, über diesen Verein abwickeln. Das Geld der Gemeinde blieb vorerst aus, so daß wir die nächsten Monate bis die Zuschüsse vom Landesauschuß eintrafen, einen finanziell schweren Stand hatten.

Wir hatten uns sehr viel vorgenommen. Wir wollten Konzerte, Ausstellungen, Kurse, Sportveranstaltungen, Lesungen, Vorträge, Ausflüge, Kinderfeste usw. in hohem Maße durchführen. Durch den anfängliche Elan und großen Idealismus konnten wir einige gut gelungene Veranstaltungen über die Bühne bringen. Die Ausstellung bei der ersten Kulturwoche mit einheimischen Freizeittkünstlern fand bei der Bevölkerung großen Anklang. Aber auch das Jugendkonzert und das Kinderfest wurden zahlreich besucht. Unsere Tätigkeiten beschränkten sich dann vor allem auf die Durchführung von Kinderfesten, Jazzkonzerten, Lesungen, Filmabenden und Theatervorführungen für Kinder. Als Höhepunkt unserer Vereinsarbeit kann man wohl die „Hans Ebensperger“-Ausstellung ansehen. Diese Veranstaltung hat uns sicher die größte Anerkennung gebracht.

Die Mitglieder des Vereins sind vor allem Studenten und Lehrer aus dem Raum Obervinschgau. Am Anfang wollten wir in einigen Ortschaften autonome Gruppen bilden. Es ist dann bei einer Gruppe, die sich regelmäßig trifft, geblieben.

Die Vereinstätigkeit wird nicht nur durch den Umstand, daß viele Studenten Mitglieder des Vereins sind und nur am Wochenende zu Hause sind, beeinträchtigt, sondern auch durch die Tatsache, daß vor allem in Prad längst notwendige Räumlichkeiten fehlen. So mußten wir einige Veranstaltungen vom Programm streichen. Seit der Gründung des Vereins ist immer wieder der Wunsch nach einem Vereinslokal oder einem Treff für Vereinsmitglieder geäußert worden. Leider konnte bis jetzt nichts Derartiges gefunden werden. Weiters wurden uns immer wieder Prügel in den Weg gelegt, die uns bei der Durchführung unseres Programms sehr hinderlich waren. Es ist natürlich immer schwer, etwas Neues zu bringen, denn man betrachtet hier vieles mit Skepsis, Ablehnung und Intoleranz. Die kulturelle Situation ist hier wie in ganz Südtirol äußerst einseitig. Dennoch glauben wir, hat der Kultur- und Freizeitverein Obervinschgau etwas Farbe in diese triste Kulturlandschaft gebracht. Wir gehen jetzt nach zwischenzeitlichen Verschleißerscheinungen, neben den für den Verein fast schon traditionellen Veranstaltungen, wieder ein größeres Projekt an. Unser nächstes Ziel ist eine Ausstellung und eine Broschüre über Prad und Umgebung um die Jahrhundertwende.



Der „KUFO“

Adresse:  
KULTUR- und FREIZEITVEREIN OBERVINSCHGAU  
39026 Prad  
St. Antonweg 51  
z.Hd. Bernhart Karl

oder Stecher Martha  
Schluderns 180  
Tel. 0473/75837

## 5 JAHRE JUGENDGRUPPE TOBLACH

Ein Erfahrungsbericht

Vor 5 Jahren, am 15. Oktober 1977, gründeten 7 Jugendliche zusammen mit dem damaligen Kooperator Toni Auer die Toblacher Jugendgruppe, nachdem in den vorhergehenden Jahren im Bereich der Jugendarbeit kaum Aktivitäten vorhanden waren. Man mußte also ganz von vorne beginnen. Skepsis, Vorurteile und Schwierigkeiten gab es zur Genüge. Es galt also, diese zu überwinden und mit einem klaren Konzept und klaren Zielen vor Augen zu starten, die Jugendlichen wie auch die Erwachsenen für die Idee zu gewinnen und zur Mitarbeit und Unterstützung anzuregen.

So beschränkte die Gruppe ihre Arbeit in den ersten zwei Monaten einmal darauf, sich selbst über den begonnenen Weg klar

zu werden, die Richtung abzustecken, die Situation im Dorf zu analysieren, Möglichkeiten und Vorschläge für eine zukünftige Jugendarbeit zu erarbeiten und ganz allgemein, sich einmal als Gruppe zu festigen und zu stärken. Die erste Aktion war dann im November 1977 eine Fragebogenaktion an die Jugendlichen des Dorfes. Dabei standen Fragen im Mittelpunkt wie: „Welche Veranstaltungen würdest Du Dir in Deiner Freizeit wünschen?“ – „Für welche Altersgruppen soll etwas gemacht werden?“ – „Soll die Jugendgruppe diese Initiative in die Hand nehmen?“ – „Thema Jugendraum“ usw. Gleichzeitig mit dieser Aktion erfolgte eine erste Information über die Jugendgruppe, deren Ziele und Vorstellungen. Von den 169 angeschriebenen

Jugendlichen füllten 46 ihren Bogen aus. Das war nicht gerade überwältigend, aber es war ein erster Anfang, ein erster Anhaltspunkt.

Mit den ausgewerteten Einsendungen machte sich nun der Vorstand daran, ein Arbeitsprogramm für das Jahr 1978 zu organisieren und erste Schwerpunkte zu setzen. Von der Unterhaltung (Fahrten, Vorträge, Filme, Ausflüge, Theateraufführungen, Bastelkurse) über Jugendmessen und soziale Aktionen war alles ein wenig vertreten.

Jeder, der Interesse hatte, konnte für sich etwas finden. Jede Veranstaltung war für alle offen. Jeder konnte also kommen, wann er wollte, mußte sich nicht binden und keine Verpflichtungen eingehen. Mit Begeisterung und Idealismus und mit viel Einsatz gingen alle ans Werk. Mitspieler haben mag dabei wohl auch das „Neue“, daß endlich einmal etwas da war, daß Aktivitäten geboten wurden, daß etwas los war.

Der Start war also gut geglückt, trotz mancher Zweifler und Pessimisten, die Schlimmes vorausgesagt hatten. Die ersten Erfolge, das zunehmende Interesse und die Mitarbeit von immer mehr Jugendlichen bestätigten den eigenschlagenen Weg und die Wichtigkeit dieser Form der Jugendarbeit. Und auch die Erwachsenen stellten sich zunehmend hinter die Jugendgruppe und anerkannten und unterstützten deren Arbeit. Entscheidend war dabei wohl auch die Rolle des Pfarrers Rainer, der von allem Anfang an voll hinter der ganzen Initiative stand und die Arbeit sowohl finanziell wie auch durch die Zurverfügungstellung von Räumlichkeiten im Pfarrheim unterstützte. Und allmählich gelang es dem Vorstand auch, die Gemeinde und die verschiedenen Vereine im Dorf von der Wichtigkeit der Arbeit zu überzeugen. Das Fundament war also errichtet. Jetzt kam es auf die Jugendlichen selber an, was aus ihrer Jugendgruppe werden sollte, mit wieviel Leben und Aktivitäten man imstande war diese auszufüllen.

Am 29. Juli 1978 fand die erste Vollversammlung statt, bei welcher es vor allem um die Besprechung und Genehmigung der ausgearbeiteten Statuten ging. 36 Jugendliche kamen. Man hatte sich etwas mehr erwartet. Gleichzeitig war dies auch ein Grund, darüber nachzudenken, wie man mehr Jugendliche auch zu solchen Veranstaltungen ansprechen kann. Im Bereich der Unterhaltung gab's da ja keine Probleme.

Am 11. November 1978 gab's die zweite Vollversammlung, bei der auch die erste Wahl des Vorstandes auf dem Programm stand. Über 100 kamen zur Versammlung, 145 Jugendliche gaben ihre Stimmzettel ab und beteiligten sich an der Wahl. Ein großer Erfolg, der alle ansteckte und nach einem Jahr der Tätigkeit sehr wichtig war.

Zur Stärkung des Ansehens der Jugendgruppe mag wohl auch die Organisation einer Wanderausstellung über „Priester und Ordensberufe in Südtirol“ im März 1978 beigetragen haben. Über 1.500 Besucher, vor allem Erwachsene, kamen im Verlauf der Woche. Das war Werbung und Information über die Kirche und zugleich auch über die Jugendgruppe. In den darauffolgenden Jahren folgte dann eine „Jugendwoche“ und eine sehr erfolgreiche „Geschichtswoche“.

## KURZE ENTSTEHUNGSGESCHICHTE

Ähnlich wie anderen Dörfern Südtirols ist die kulturelle Betätigung und Freizeitgestaltung auch in St. Walburg auf die traditionellen Vereine, wie Alpen-, Fußballverein, Ski-Club etc. beschränkt. Selbst von seiten der Kirche fehlt jegliche Jugendarbeit, d.h. katholische Jugend und Jungschar existieren nicht. Das Bedürfnis nach Alternativen äußerte sich oft im Gespräch kleiner Kreise von Jugendlichen. Der unmittelbare Anlaß, diese

Bei diesen Veranstaltungen war aber auch wichtig, daß in der Vorbereitung wie auch in der Durchführung sehr viele Jugendliche mit dabei waren (allein bei der Geschichtswoche arbeiteten über 50 ein halbes Jahr lang). Dies festigte Zusammenhalt und Zusammenarbeit. Und das Erfolgserlebnis, das Ergebnis der vielen geopferten freien Stunden, übertrug sich immer wieder auf die einzelnen wie auch auf die ganze Gruppe und gab immer wieder neuen Antrieb und neue Motivation.

Nach zwei, drei Jahren stellten sich dann aber doch erste Ermüdungsscheinungen und gewisse Übersättigung ein. Mancher meinte, die Jugendlichen würden zu sehr verwöhnt und zuviel mit Angeboten überhäuft.

Es begann eine Zeit des Nachdenkens und des Umdenkens. Anstelle des wohl etwas zu stark auf Serviceleistungen und Konsumhaltung orientierten Programmes sollte nun ein verstärkt gruppen- und persönlichkeitsorientiertes Konzept treten.

Gruppenleben und Gemeinschaftssinn sollte vor allem in kleineren Gruppen (Gruppenabende) gestärkt werden, mehr Zusammenhalt und Miteinander aufgebaut werden. Es ging um eine Festigung nach innen, nachdem das Image nach außen bereits genügend aufgebaut war. Kein leichtes Unterfangen aber doch von entscheidender Wichtigkeit. Traten doch auch die Gefahren und die zunehmenden Angebote der kommerziellen Freizeitindustrie immer stärker in den Vordergrund. Dem mußte etwas Eigenes, Besseres und vor allem Sinnvolleres entgegengehalten werden. Vor allem auch das Drogenproblem nahm ständig zu und gerade in diesem Bereich stand man wohl vor den schwierigsten Problemen. Was tun? Noch mehr Vorbeugung, noch stärker die Jugendlichen in die eigene Arbeit mit einbinden. Man war wohl hier irgendwo an den Grenzen der eigenen Leistungsfähigkeit und der eigenen Möglichkeiten angelangt. Es hatte keinen Sinn, sich zu übernehmen. So manchmal blieb es deshalb beim guten Willen, mußte es wohl dabei bleiben.

In der Zwischenzeit wurde die Singgruppe aufgebaut, die die nun monatlich stattfindenden Jugendmessen vorbereitete und musikalisch gestaltete. Zudem wurden Kontakte auf Dekanats-ebene ausgebaut und vertieft, wobei die auf Dekanats-ebene durchgeführten Veranstaltungen auf zunehmendes Interesse gestoßen sind. Da kam man über die Grenzen des eigenen Dorfes hinaus, lernte neue Leute kennen, usw.

Wenn man zusammenfassend auf die ersten fünf Jahre der Tätigkeit der Jugendgruppe Toblach zurückblickt, so kann doch eine sehr positive Bilanz gezogen werden. Vieles konnte in Bewegung gesetzt werden, vieles hat sich in der Toblacher Jugendszene geändert, sei es rein äußerlich durch neue Formen der Freizeitgestaltung und Problemlösung wie auch im Bereich einer Bewußtseinsänderung und eines Umdenkens hin zu Jugend und zur Gemeinschaft.

Eine verstärkte Sensibilisierung gegenüber der Lebenssituation der Jugendlichen mit all ihren Träumen und Problemen hat stattgefunden und wohl auch das Akzeptieren und positive Reagieren auf diese Situation.

J. v. Glauf  
Kindergarten  
39016 St. Walburg/Ulten

langsam reifende Idee in die Tat umzusetzen kam Ende März durch die Aufforderung von Traudi Schwiembacher, einer in Jugendfragen sehr engagierten Frau, sich zusammenzusetzen und konkrete Möglichkeiten im größeren Kreis zu erörtern. Bei weiteren Zusammenkünften wurden wir uns darüber klar, daß es aus organisatorischen Gründen vorteilhaft ist, sich auch rechtlich in der Form eines Vereines zusammenzuschließen.

Vor der eigentlichen Gründungsversammlung am 14.05.1983 gab es noch ein Treffen mit Vertretern der Gemeinde, dem Bürgermeister und dem Assessor für Jugend, Kultur und Sport. Diese stellten einen Raum im Kindergarten und ein Startkapital zur Verfügung. Bei der Gründungsversammlung konnten wir ca. 30 Mitglieder verzeichnen. Aber im Laufe des Jahres kamen noch 9 Mitglieder dazu, in einem Dorf mit ungefähr 2.000 Einwohnern.

#### Entstehung und Erklärung des Namens „Glauf“

Nach langem Hin und Her einigten wir uns auf den Namen „Glauf“, ein Wort, das im Dialekt für Stock- und Sicherheitsnadeln gebraucht wird.

#### Schwierigkeiten innerhalb der Jugendlichen unseres Dorfes :

Dieses Problem verlangte eine differenzierte Behandlung, doch werden wir versuchen, es kurz zu umreißen, und damit zu vereinfachen.

In unserem Dorf bestehen große Schwierigkeiten zwischen den Jugendlichen selbst, bedingt durch die Tatsache, daß wir in zwei Gruppen gespalten sind: Oberschüler und arbeitende Jugendliche. Mitglieder des Jugendvereins sind fast ausschließlich Oberschüler. Anfängliche Bemühungen, Jugendliche der anderen Gruppe, die nicht in einem Verein organisiert sind, mit in unseren Jugendverein einzubeziehen, scheiterten an der Voreingenommenheit und den Kommunikationsschwierigkeiten

beider Seiten, auch weil die arbeitende Jugend kein Interesse zeigte, bei uns mitzumachen oder uns zu unterstützen. Zu Veranstaltungen, die ihrem Interesse entsprochen hätten, wie Konzerte, Filme, kamen sie nicht und Angebote, sich aktiv zu beteiligen, lehnten sie ab. Diese ablehnende Haltung artet nie in offene Auseinandersetzungen aus, sondern wird stumm, doch deutlich spürbar ausgetragen, sodaß es nie zu einem Gespräch kommt, das ihr Bild von uns und unser Bild von ihnen berichtigte und die Spannungen löste.

Letztendlich fehlt auf beiden Seiten die nötige Anstrengung, sich näher zu kommen und deshalb besteht keine große Aussicht, das Verhältnis zu bessern.

Die Ansichten über dieses Problem gehen innerhalb der Mitglieder unseres Jugendvereins weit auseinander und können nur unter Berücksichtigung unserer Dorfsituation verstanden werden.

#### Veranstaltungen:

Der Startschuß für unsere Veranstaltungen war ein Rock- und Blueskonzert, von dem wir uns erhofften, viele Jugendliche anzusprechen. Es kamen ungefähr 150 Jugendliche. Es folgten ein Diavortrag mit Gitarrenintermezzo, ein Kinderfest, das unglücklicherweise ins Wasser fiel, d.h. nachmittags regnete es, Jugendmessen, Hobbymalerausstellung, die sich ungefähr 1000 Personen ansahen, zahlreiche Grillfeste, Podiumsdiskussionen mit verschiedenen Parteienvertretern, Gitarrenkonzert, eine Filmrunde und ein Konzert mit „Blues Hans“.

## JUGENDGRUPPE BRUNECK

Die ersten Ansätze zur Gründung einer Jugendgruppe in Bruneck gehen auf das Jahr 1981 zurück, als sich einige junge Leute aus Bruneck und Umgebung zusammensetzten und die Situation der Jugendlichen im Pustertal überdachten. Man kam zur Auffassung, daß die zur damaligen Zeit gegebene Lage in Bezug auf jugendliche Freizeitgestaltung derart eingeschränkt war, daß etwas geändert werden mußte. Die einzigen Möglichkeiten, die die Jugendlichen vorfanden, bezogen sich auf die einschlägigen Diskotheken oder auf eine Betätigung in einem traditionellen Verein. Nach langen Diskussionen einigte man sich auf die Veranstaltung eines Jugendfestes, bei dem man Flugblätter verteilte, die auf die Lage der Jugendlichen und auf die Möglichkeit einer Veränderung hinwiesen. Wir mußten aber feststellen, daß sich zu wenig Leute bereit erklärten, den Aufbau eines Jugendzentrums voranzutreiben. Ein halbes Jahr später kam es, nachdem durch Mundwerbung mehrere Leute gefunden wurden, dazu, daß sich ca. 30 Leute trafen, und dann begann man gezielt auf ein Jugendzentrum hinzuwirken. Unser erstes Ziel war nunmehr, auf uns aufmerksam zu machen, sowohl bei den Behörden als auch bei den Jugendlichen. Nach verschiedenen Vorschlägen kamen wir zum Ergebnis, daß ein großes Festival wohl am besten dazu geeignet wäre. Das Festival fand im Juni am Schloßberg in Bruneck statt und erstreckte sich über zwei Tage. Mit finanzieller Unterstützung der Gemeinde Bruneck gelang uns die Abwicklung des Festivals reibungslos. Diese Veranstaltung machte uns im Raum Pustertal bekannt. Unter anderem sammelten wir an die 500 Unterschriften für die Errichtung eines Jugendzentrums. Dieser Erfolg gab uns enormen Auftrieb, wir sahen uns in unserer Arbeit bestätigt und so war jeder überzeugt, weiterzumachen. Bereits einen Monat später veranstalteten wir noch ein weiteres Freiluftkonzert. Im August nahmen wir das von der Gemeinde

Jugendkollektiv Bruneck  
Alte Turnhalle/vecchia palestra  
c/o Neuhäuser Egon  
Hintergasse 4  
Bruneck

Bruneck organisierte Altstadtfest zum Anlaß, uns mit einem Informationsstand unter die traditionellen Vereine zu mischen. Wir erhielten auch die Möglichkeit, unsere kulturellen Vorstellungen an den Mann zu bringen: in Form einer Lesung mit jungen Pustertaler Dichtern umrahmt mit Musik, einer Pantomimenvorstellung und einer Musikgruppe, die sich auf Renaissancemusik spezialisiert hatte. Wir sahen dabei, daß das Interesse an solchen kulturellen Vorstellungen außerordentlich groß war. Um nicht in die Rolle einer ausschließlich auf die Organisation von Konzerten spezialisierten Gruppe gedrängt zu werden, beschränkten wir uns, auf die Veranstaltung eines Konzertes pro Monat. (Das Repertoire: Jazz, Blues, Liedermacher.) Neben den Konzerten fanden noch ein Yoga-Kurs, ein Tanzkurs und ein Puppenbastelkurs statt. Auch ein kurzes Theaterstück eines Gruppenmitgliedes wurde von uns unter seiner Regie aufgeführt.

Im Dezember gaben wir dann den Bewohnern bei einem Flohmarkt die Möglichkeit, alte und neue Sachen zu tauschen bzw. zu verkaufen. Aufgrund des großen Andranges beim ersten Yoga-Kurs wurde ein zweiter abgehalten. Den Fasching nahmen wir zum Anlaß, wieder einmal eine größere Veranstaltung im Rahmen einer riesigen Faschingsparty durchzuführen. Eine neue Initiative ergriffen wir mit der Veranstaltung von Filmtagen, an denen wir 12 lateinamerikanische Filme präsentierten, die die Dritte-Welt-Misere aufzeigten. Erwähnenswert wäre noch die Mitveranstaltung einiger Vorträge (u.a. einer über Zen-Buddhismus).

Im Laufe dieser Zeit (drei Jahre) kam es zu personellen Verschiebungen innerhalb unserer Gruppe, da einige von Bruneck wegzogen, andere sich mit der Arbeit der Gruppe nicht mehr identifizieren konnten und anderen Interessen nachgingen. Anfänglich arbeiteten wir als Privatpersonen, erst später grün-

deten wir, vor allem aus finanziellen Überlegungen einen Verein: Jugendgruppe Ahe Turnhalle/vecchia palestra. Der Name unserer Gruppe kam dadurch zustande, daß wir uns immer einmal wöchentlich in der alten Turnhalle von Bruneck trafen und uns auf weite Sicht die Turnhalle als Jugendzentrum erhoffen. Sie wäre das ideale Bauwerk für ein Kommunikationszentrum. Die Jugendgruppe hat sich folgende Schwerpunkte für ihre Arbeit zum Ziel gesetzt:

1. Die Schaffung eines Jugendzentrums, wo allen Jugendlichen die Möglichkeit geboten wird, mitzuarbeiten und mitzubestimmen.
2. Das Angebot auf kulturellem Gebiet zu erweitern.
3. Den Kulturschaffenden ein Forum zu bieten.
4. Das passive Verhalten der Jugend in aktive Mitgestaltung ihrer Gesellschaft und Umwelt umzuwandeln.

## VEREIN FÜR KINDERSPIELPLÄTZE UND ERHOLUNGSINITIATIVEN

Der VKE besteht nun seit zehn Jahren. Er ist aufgebaut, wie andere Vereine auch, mit Statuten, einem Ausschuß usw.

In Auer, Bozen, Brixen, Bruneck, Kardaun und Meran befinden sich die verschiedenen Ortsgruppen, die jeweils sehr selbstständig arbeiten.

Unsere Initiativen kommen vor allem Kindern zugute, sie betreffen in erster Linie den Freizeitbereich und sind für alle Kinder zugänglich, unabhängig von ihrer Volksgruppenzugehörigkeit.

Im Art. 1 der Statuten wird als Zielsetzung „der Ausbau und die Führung von geeigneten Kinderspielplätzen und Freizeitanlagen, sowie die Förderung von geeigneten Spiel- und Sportmöglichkeiten für jung und alt“ angegeben.

Hier einige Beispiele unserer Tätigkeit:

Die Errichtung von Spielplätzen, Stadtranderholung im Sommer und im Winter, Kinderfeste, und die Mitarbeit bei Festen anderer Vereine, Sport für alle, Spielbuseinsätze auf Kinderspielplätzen in ganz Südtirol, Engagement für neue Gesetze und bessere Lebensqualität (z.B. Fahrradwege, gegen Luftverschmutzung), Friedensarbeit, Einsatz für Zivildienst.

Damit Du Dir besser vorstellen kannst, wie unsere Arbeit aussieht, möchten wir sie Dir näher vorstellen.

Eine Säule unserer Arbeit ist der Spielbus. Das ist ein Transportfahrzeug, das mit verschiedenem Material ausgestattet ist: abbaubare Bühne, Rutsche, Plantschbecken, Stelzen, Bastelmaterial aller Art. Damit besuchen wir jeweils für eine Woche Spielplätze im ganzen Land und geben den Kindern die Möglichkeit, sieben Tage nach ihren eigenen Vorstellungen zu spielen. Weiters steht der Spielbus auch Initiativen anderer Gruppen und Vereine zur Verfügung (z.B. bei Kinderfesten).

Mit dem Spielbus kommt nicht nur alles mögliche Material, sondern es kommen auch zwei bis drei Animatoren, die den Kindern zur Seite stehen. Diese Arbeit machen Zivildienstler, die der Verein anstellt (z. Zt. fünf). ZDL sind auch in Jugendtreffpunkten und auf einigen Spielplätzen als ständige Betreuer und Animatoren im Einsatz. Auf diese Weise versucht der Verein, einen Teil seiner Friedensarbeit zu leisten.

Zivildienst soll ja nicht nur ein Ersatz für die „Naja“ sein, sondern konkrete Arbeit für den Frieden. Zivildienstler beim VKE versuchen Friedenserziehung zu betreiben, auch wenn dies manchmal schier unlösbare Probleme schafft.

Friedensarbeit leistet der Verein auch durch Beratung und Hilfe für angehenden und aktive Zivildienstler und vor allem für Vereine und Gruppen, die ZDL aufnehmen möchten.

Der Verein ist jederzeit gerne bereit, im Rahmen seines Tätigkeitsbereiches mit interessierten Einzelpersonen und Gruppen zusammenzuarbeiten. Unser Büro in der Leonardo da Vincistraße 20/A wird von unserem „Hauptamtlichen“ betreut und ist täglich von 9.00 bis 11.00 Uhr geöffnet.



## Come together

Es gibt viele selbständige Jugend- und Kulturgruppen in Südtirol. Und es ist gut so. Aber es ist zu wenig.

Eine Gruppe im Dorf braucht die Eigenständigkeit, aber sie braucht auch die Außenkontakte, um Erfahrungen auszutauschen und neuen Mut zu bekommen. Jede Gruppe muß ihren eigenen Weg suchen und dann selber gehen, aber es tut so gut, wenn man sieht und spürt, daß andere Gruppen auch dieselben Probleme haben: Raumprobleme, Desinteresse, Vorurteile der Bevölkerung, Isolierung, bürokratische Probleme, finanzielle Probleme ... Ich finde es wichtig, auf mehreren Ebenen zu arbeiten. Das Wolfsturner Treffen war ein Schritt dahin. Ich persönlich würde es nützlich finden, wenn sich die autonomen Jugend- und Kulturgruppen Südtirols zu einem lockeren Verband zusammenschließen würden. Natürlich können sich die Vereine und Gruppen auch so treffen. In einem vereinsmäßigen Zusammenschluß würde ich jedoch mehrere nützliche Vorteile sehen:

- + Es könnte um Zivildienster angesucht werden, was für die einzelnen Dorfvereine wahrscheinlich unmöglich ist. Dadurch würden Stellen für Zivildienster geschaffen. Die einzelnen Vereine könnten nach Bedarf Zivildienster nehmen.
- + Größere Veranstaltungen und Treffen zu organisieren sind für die einzelnen Vereine schwer zu organisieren.
- + Ein solcher Gesamtverein könnte viel stärker gegenüber den offiziellen Stellen (Landesregierung) auftreten. Es wäre

nützlicher für gemeinsame Stellungnahmen und ein engeres Zusammenarbeiten in speziellen Themen (z.B. Frieden).

- + Man könnte um die Mitgliedschaft beim Jugendring ansuchen. Das würde vielleicht etwas mitheifen, in den Jugendring einen frischeren Wind hineinzubringen.
- + Ich halte einen Ideen- und Erfahrungsaustausch zwischen den einzelnen Gruppen für sehr wichtig. Man könnte so selber Seminare, Tagungen, Kurse veranstalten, um sich gegenseitig zu befruchten, auch um eine bestimmte Dorfsituation zu überwinden, um neuen Mut und neue Ideen zu erhalten.
- + Man könnte vielleicht eine Druckmaschine kaufen, um Dorf- und Jugendzeitungen drucken zu können.
- + Man könnte verschiedene Publikationen herausgeben, vielleicht sogar eine Zeitung oder eine Broschüre, in der sich die einzelnen Jugend- und Kulturgruppen vorstellen können.
- + Durch einen solchen Verein könnte auch so etwas wie ein Dokumentations-/Koordinationszentrum geschaffen werden.
- + Es könnte so viel leichter gemeinsam größere Veranstaltungen organisiert werden (Konzerte, Theater, die man dann auch vom Ausland herholen kann).
- + Der Kontakt mit dem Ausland könnte so vorstärkt werden. Ich finde das wichtig, um nicht ewig bei diesem kleinen Südtirol bzw. im eigenen Dorf hängen zu bleiben.

Heinrich Zoderer

### Die alten Leute vom Jugendring

Bei der letzten Vollversammlung des Südtiroler Jugendringes – ich schicke voraus: der SJR ist der Dachverband der deutsch- und ladinischsprachigen Jugendorganisationen des Landes und hat zum Zweck die Lösung von Fragen und Problemen der gesamten Jugend in Südtirol. Für die Mitgliedschaft nicht vorgesehen sind Trägerorganisationen von Jugendarbeit – Vereine, die sich um die Jugend kümmern, selber aber nicht unbedingt aus Jugendlichen bestehen –, sowie Organisationen mit italienischen Mitgliedern und autonome Jugendgruppen auf Ortsebene.

Bei der letzten Vollversammlung nun, und bei vorangegangenen Diskussionen, ging es darum, die Statuten dermaßen zu ändern, daß in Zukunft auch Organisationen, die noch nicht unter den Hut des Dachverbandes passen, mitmachen können. Daraus wurde nichts. Oder vielmehr: aus dem Vorhaben, dem SJR eine breitere Vertretung und eine interessantere Funktion zu geben, wurde ein Kompromiß. Vereine obgenannter Art kriegen die Mitgliedschaft ohne Stimmrecht, können gute Vorschläge einreichen (ich hoffe man erläßt ihnen das Stempelpapier), für die Etablierten aber nicht gefährlich werden. Somit ist das Problem vom Tisch, der Hut paßt wieder auf den Dickshädel. Was muß das für eine Angst

gewesen sein, davor, daß kompetente Leute auf einmal mitreden dürfen? Leute, die mit einer anderen Art von Jugendlichen zu tun haben, z.T. auch mit sogenannter Problemjugend, die sich nicht in geschlossenen Vereinen organisieren läßt. Das Jugendförderungsgesetz, das größte Anliegen des SJR in den letzten Jahren, ist nun verabschiedet. Man wird noch an verschiedenen Punkten für Verbesserungen herumröngeln müssen. Aber andere große Probleme, die jetzt Hauptthemen des SJR werden müssen – offene Jugendarbeit, Drogenproblem, die Verständigung zwischen den Sprachgruppen nicht als allgemeines Problem, sondern als konkrete Schwierigkeit der Jugendlichen, usw. – können nicht einfach am grünen Tisch von Organisationen behandelt werden, denen der konkrete Bezug dazu fehlt. Hier sollte doch die Jugend mit neuen, kritischen Positionen aufwarten, die Politik der Sachzwänge leisten dann schon die Alten selber. Wie alt müssen Jugendliche sein, wenn sie notwendige Fortschritte mit dem Hinweis auf die „reale Sachlage“ unter den Tisch kehren; wenn sie hinter vorgehaltener Hand mit dem Austritt drohen, falls da „die Walschen einerkommen“; wenn von ehrwürdig ergrauten Leuten die Aufforderung kommt, die Jugend solle rebellischer sein?

am

## Kulturarbeit im Dorf

Heinrich Zoderer

Der Begriff Kultur stammt aus dem Lateinischen und hat sich ursprünglich auf die Bearbeitung des Bodens, des Ackers und des Landes bezogen. Erst später wurde die Kultur zu einer reinen Angelegenheit des Geistes. Zuerst verstand man darunter nur eine individuelle geistige Entwicklung, später wurde es die Angelegenheit bzw. der Luxus einer kleinen, elitären Minderheit. Es ging nicht mehr, wie zu Beginn, um die Befriedigung der primären Bedürfnisse, und Kultur war nicht mehr eine Angelegenheit aller, sondern Kultur hat sich auf das Musische, das Schöne, auf Kunst, Musik, Literatur, Theater reduziert.

Als solches wird auch heute Kultur verstanden. Herbert Marcuse hat genaugenommen: „Die alten griechischen Philosophen dachten abgehoben von den Bedürfnissen des Volkes, indem sie vom Erreichen des Schönen, Guten und Wahren reden, so meinen sie dies nicht für alle, sondern nur für eine Elite, die automatisch mit dem Notwendigen versorgt ist.“

Erst im Zeitalter der Aufklärung erhält die Neuentdeckung der Individualität des Menschen, durch die Neuentdeckung der Vernunft und durch die Forderungen der französischen Revolution auch die Kultur neue Impulse. Überholte Dogmen werden kritisiert, es entsteht eine neue Freiheitsliebe und das Feudalsystem muß demokratischen Vorstellungen weichen. Die Kultur erhält in dieser Aufbruchstimmung eine ganz zentrale Bedeutung. Kultur sollte nicht mehr ein Luxus für Wenige sein. Die Kultur wird zum Anknüpfungspunkt für den neuen Fortschritt.

Im Laufe der Geschichte wurde die Kultur vielfach als ein Gegensatz bzw. als eine Weiterentwicklung der Natur gesehen. Durch den Marxismus hat die Kultur eine neue Dimension erhalten. Sie wurde nicht nur als eine geistige Angelegenheit betrachtet. Die Arbeit, die Befriedigung der primären Bedürfnisse wurden zum zentralen Inhalt der Kultur. Heute ist zwar die Trennung zwischen der geistigen und materiellen Tätigkeit noch spürbar, doch es sind deutliche Zeichen vorhanden, die Kultur als eine Angelegenheit zu betrachten, in die das ganze Spektrum des Lebens miteinbezogen wird.

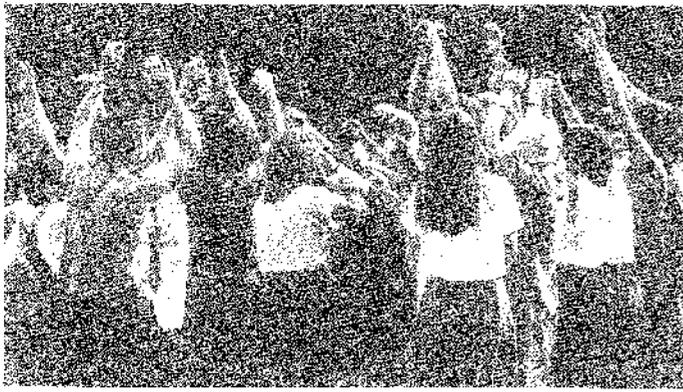
In der zweiten Weltkonferenz über Kulturpolitik, die von der UNESCO 1982 in Mexiko abgehalten worden ist, kamen die Delegierten zu folgender Definition von Kultur: „daß die Kultur in ihrem weitesten Sinne als die Gesamtheit der einzigartigen geistigen, materiellen, intellektuellen und emotionalen Aspekte angesehen werden kann, die eine Gesellschaft oder eine soziale Gruppe kennzeichnen. Das schließt nicht nur Kunst und Literatur ein, sondern auch Lebensformen, die Grundrechte des Menschen, Wertesysteme, Traditionen und Glaubensrichtungen.“ Auch der Europarat meint: „Kultur ist alles, was dem Individuum erlaubt, sich gegenüber der Welt, der Gesellschaft und auch gegenüber dem heimlichen Erbgut zurechtzufinden, alles was dazu führt, daß der Mensch seine Lage besser begreift, um sie unter Umständen verändern zu können.“ Damit ist Kultur natürlich auch eine zutiefst politische Angelegenheit. In Mexiko wurde ganz klar betont: „daß Kultur jedenfalls nicht jenem eingegrenzten Sinn von belles-lettres, schönen Künsten, Literatur und Philosophie zu verstehen ist, sondern als die charakteristische, spezifische Art und Weise jedes Individuums und jeder Gesellschaft zu denken und das Leben zu bewerkstelligen.“ Kultur umfaßt das ganze Leben, sie ist ein Instrument der Selbstfindung, der Identitätsfindung als Einzelmensch, aber auch als Gruppe, sie ist ein Lebensbewältigungsinstrument, ein Mittel, die Lebenssituation zu verbessern, das konkrete Leben mit der Vorstellung von einem gerechteren, freieren, friedlicheren, menschlicheren Leben zu verbinden. Sie ist ein Instrument, die Vergangenheit

aufzuarbeiten, aber nicht daran hängen zu bleiben. Bei der UNESCO-Konferenz wurde betont: „immer mehr Männer und Frauen sind auf der Suche nach einer besseren Welt. Sie suchen nicht nur nach einer Befriedigung von Grundbedürfnissen, vielmehr streben sie darüber hinaus die Weiterentwicklung des Menschen, ihre Wohlergehen und ihre Möglichkeiten, die Gemeinschaft mit allen Völkern zu leben, an. Ihre Zielsetzung ist nicht die Produktion, Gewinn oder Konsum an sich, sondern die volle Ausschöpfung ihres individuellen und gemeinsamen Potentials und die Erhaltung der Natur.“ Damit hat Kultur mit den Alltagsorgen jedes Einzelmenschen zu tun: Arbeit, Wohnung, Ausbildung, Kleidung, Nahrung, Hygiene, aber auch mit den Problemen der Zeit: Frieden, Umweltschutz, Demokratie, Identität, Recht, Freizeit, Mitbestimmung, Tradition, Unterdrückung, Religion, Technik . . .

Damit gibt es keine unpolitische Kultur: Kultur steht entweder auf der Seite der Mehrheit, der Herrschenden oder auf der Seite der Minderheit. Alles ist politisch. Bereits die Existenz eines Menschen ist ein politischer Faktor. Es gibt entweder eine kritische, eine aktive oder eine unkritische, schweigsame und beschönigende Kultur.

Hans Hais, ein österreichischer Kulturforscher meint, daß Kultur nicht eine Lebensverzerrung sein soll. Er plädiert für eine Alltags-, eine Volks- und Basiskultur. „Also muß dort angesetzt werden, wo diese Kultur vorhanden ist: also was die Leute haben: Häuser, Wohnungen, Sprache, Essen, Kleidung, Nachbarschaft, Kreativität, Begabungen, Überlebenswillen, Möglichkeiten der Äußerung von Schmerz und Freude, Organe zum Sich-Wahren, also zum Dreinschlagen, Schreien und Stöhnen.“ In diesem Sinne, und ich glaube, daß nur so Kultur in einem Dorf wirklich eine Bedeutung haben kann, gibt es eine Reihe von Bezeichnungen: Emanzipatorische Heimatforschung, Partizipation, Dorfanalyse, aktivierende Befragung, Alltagsgeschichte, Kultur von unten, Gemeinwesenarbeit, Erwachsenenbildung, Selbsterfahrung, Spurensicherung, oral history, Ortsbegehung . . . Es geht im Prinzip immer um dasselbe: Menschen zu animieren, selber aktiv zu werden, sich in Gruppen, Bürgerinitiativen zusammenschließen, über sich selbst, das eigene Dorf zu reden, die Lebens- und Dorfgeschichte aufzuarbeiten, zu beleben, selber aktiv mitzugestalten, durch Aktivität eigene Identität zu finden und auch Wege zu finden, in Gemeinschaft zu leben, das Leben zu verbessern, nicht nur konsumieren und schweigen, sondern selber aktiv werden. Subsidiarität, Selbstverwaltung, Mitbestimmung, Emanzipation, Autonomie, soziales Lernen sind einige der Schlagworte dafür.

Es ist eine Kultur, weg von der Hochkultur, Angebotskultur und Konsumkultur. Hans Hais schreibt in den Pöllinger Briefen: „Es wäre wichtig, die Betroffenen zu informieren, Hintergründe aufzudecken, Zusammenhänge bloßzulegen, Strategien zu entwickeln, Sauerterg zu sein, kulturelles Partisanentum zu treiben, Verkrustetes zu unterwandern, volkstümlich-völkische Ideologie zu verhindern, dem latent vorhandenen Faschismus zu Leibe zu rücken. Es wird notwendig sein, Heimat den Heimatümlern wegzunehmen, die Vereinnahmung zu stoppen, Provinz und Volkskultur wiederzuentdecken und in die Quellen des Fortschritts zu verwandeln.“ Ebenfalls in den Pöllinger Briefen schreibt Hais: „Wirkliche Kultur und Bildungsarbeit ist, wenn Menschen Mut bekommen, die Strategie des Redens, des Schreibens, des Diskutierens, des Plakats machens, des solidarischen Handelns entwickeln können und wie sie Hilfe durch Selbsthilfe erlernen und erfahren.“



### Konkrete Möglichkeiten solcher Kulturarbeit

1) Dorfanalyse, Heimanforschung, oral history, Spurensicherung, Geschichte von unten, aktivierende Befragung, grabe wo du stehst.

Dies sind einige Begriffe eines neuen Geschichtsbewußtseins und einer neuen Geschichtsforschung: der Alltags- und Dorfgeschichte. Es ist modern geworden, nach der Dorfgeschichte zu suchen. Hier soll aber nicht nur nach reinen Zahlen, Fakten und Ereignissen oder nach neuen Heiden gesucht werden, um die Vergangenheit und ein bestimmtes Heldentum zu mystifizieren. Die Dorfgeschichte soll auch nicht in einer oberflächlichen und zusammenhanglosen Weise betrieben werden (indem nur schöne alte Fotos gesammelt werden), sondern es soll nach Lebensverhältnissen, nach Herrschaftsstrukturen, Menschenschicksalen geforscht werden. Wie Menschen gelebt, gelitten, Feste gefeiert, geschunden und sich gewehrt haben. Es soll über den Wandel, die Veränderungen und nach dem Preis des Wandels gesucht werden. Oral history ist eine Methode, mit einem Tonband oder einem Videogerät lebende Menschen zu befragen und daraus ein Geschichtsbild zu rekonstruieren.

Gesucht werden kann nach Bauwerken, Arbeitsgeräten, Bräunchen, Arbeitsweisen, alten Liedern, nach der Lebensweise, Ernährungsweise, Bauweise, nach dem religiösen, politischen, sexuellen Verhalten. Es kann nach der Geschichte von Personen- und Berufsgruppen geforscht werden: Bauern, Knechten, Kriegsgefangenen, Handwerkern, Widerstandskämpfern, es kann nach speziellen Themenbereichen geforscht werden: der Kindheit, nach Festen und Bräunchen im Jahresablauf, Schulleben, Arbeitswelt, Lehrlingszeit, Partnerwahl, Jugenderinnerungen, nach der Vereinsgeschichte, Familiengeschichte, Widerstandsbewegungen, Frauengeschichte, Gesundheitsversorgung. Diese Forschungen können durch mündliche Befragungen von meist älteren Menschen passieren oder durch die Suche nach Fotos, Briefen, Zeitungsartikeln, Protokollbüchern, Chroniken, Aufzeichnungen, Bildern. Durch eigene Zeitungen, Broschüren, Dia-Vorträgen, Filme, Ausstellungen verbunden mit Vorträgen und Diskussionen kann das Ergebnis der Bevölkerung präsentiert werden.

Daß dabei die Gefahr einer neuen Mystifizierung und die Gefahr einer oberflächlichen und naiven Darstellung der sogenannten guten alten Zeit unter Ausklammerung der großen zeitgeschichtlichen Ereignisse eintreten kann, ist immer zu bedenken und nach Möglichkeit zu verhindern.

2) Theater. Das Theater ist eine gute Form, auf spielerische Weise viel auszudrücken. Es hat aber auch nur einen Sinn, wenn, es auch Probleme der Zeit aufgreift. Ich meine hier aber nicht nur das Theater in einem schönen Theatersaal, sondern auch Straßentheater. Aktionen auf öffentlichen Plätzen, Umzüge. Dabei ist es besonders günstig, an alten Traditionen anzuknüpfen, z.B. Fasching.

3) Ortsidee, Ortsbegehung, Dorfsanierung.

In Österreich gibt es viele Animatoren, die im Bereich der

Stadtplanung und Dorfsanierung arbeiten. Meistens wird so vorgegangen, daß einige Leute Fotos des Dorfes machen und/oder Modelle von Stadtteilen und bei einer Dorfversammlung in einer Dia-Vorführung mit der Bevölkerung über das Dorf und dessen weitere Verbauung reden. Die Modelle sind oft aus Plastilin, damit die Bevölkerung daran herumspielen kann. Natürlich sind auch immer Experten dabei, die mit der Bevölkerung die einzelnen Vorschläge der Bevölkerung durchdiskutieren. Unter Ortsbegehung versteht man, daß solche Animatoren die Bevölkerung einladen, einen Spaziergang durch das Dorf zu machen. Alle Äußerungen der Bevölkerung werden durch ein Tonband aufgezeichnet und darauf diskutiert und nach deren Nützlichkeit und Brauchbarkeit untersucht.

4) Gemeinwesenarbeit, Selbsthilfegruppen, Bürgerinitiativen.

Im wirtschaftlichen und sozialen Bereich gibt es ebenfalls Animatoren, die die Leute nicht total versorgen, sondern Hilfe zur Selbsthilfe leisten. Selbsthilfegruppen sind eine ganz neue Art. Hier schließen sich Personen mit gemeinsamen Problemen zusammen und suchen gemeinsam nach Lösungen. Über die Gruppe soll jeder lernen, sich selbst zu helfen. Die ersten und auch heute noch bekanntesten Selbsthilfegruppen sind die Anonymen Alkoholiker. Heute gibt es alle Arten von Selbsthilfegruppen.

5) Arbeitsgenossenschaften, Netzwerke.

Es gibt in Deutschland viele Arbeitsgenossenschaften, besonders von Leuten, die früher arbeitslos waren. Dies ist eine neue Form der Organisation und ich glaube, daß besonders heute nach neuen Wegen gesucht werden muß zu arbeiten, die Arbeit aufzuteilen, mitzubestimmen ... In Südtirol gibt es seit einem Jahr die „Metallgenossenschaft Brixen“, in der sich arbeitslose Handwerker verschiedener Berufe zusammengeschlossen haben.

6) Lieder singen. Musik machen. Musik spricht alle Menschen an. Es gibt viele gute alte Volkslieder, die langsam vergessen werden. Diese auszugraben, mit der Bevölkerung in Liederabenden zu singen und neue Lieder mit neuen aktuellen Texten dazuzuschreiben, das ist eine ganz wichtige Form von Kulturarbeit.

7) Jugendraum, Jugendzentrum. Dies gehört zu einem der wichtigsten Ziele der Jugendgruppen. Aber es geht nicht nur darum, einen Raum zu bekommen, man muß sich auch überlegen, wie diesen einrichten, wie das ganze Betrieb organisieren, so daß er wirklich für alle offen und zugänglich ist und in demokratischer Form auch selbstverwaltet und selbstverantwortet wird und dazu noch Spaß macht.

8) Dorfzeitung, Jugendzeitung, Flugblätter, Plakate.

Ich persönlich halte die Dorfzeitung für ein recht einfaches, aber sehr wirksames Instrument. Eine Zeitung dient der Kommunikation, der Information und Gegeninformation, es ist ein Instrument der Kritik und der Verbreitung von neuen Ideen. Eine Dorfzeitung kann den grauen und langweiligen Dorfalltag etwas beleben und so manche Diskussion auslösen.

9) Andere Sachen: in jedem Dorf gibt es fade Mauern, die richtig aufleben würden, wenn sie bemalt würden, ebenso die grauen Müllkübel. Demonstrationen in einem Dorf wirken sicher noch provozierend. Unterschriften sammeln, ein Flohmarkt auf dem Dorfplatz, ein originelles Fest, eine Bachreinigungssaktion oder das Pflauchen eines Baumes; selber fotografieren oder filmen. Daneben gibt es natürlich noch die ganzen traditionellen Arten von Kulturarbeit: Filme, Lesungen, Konzerte, Vorträge aller Art, Seminare, Tagungen, Kinderfeste, Rockkonzerte, Ausflüge, sportliche Veranstaltungen, Ausstellungen, Feste, Spiele ...

Mir scheint es wichtig, die Kultur in erster Linie dort zu machen, wo sich das Dorfleben abspielt: auf der Straße, auf dem Dorfplatz, im Gasthaus durch Aktionen, die beleben, phantasiereich anregend, aber oft auch provozierend sind. Diese Kulturarbeit soll sich aber an die Alltagsorgen und an die Bedürfnisse der Menschen orientieren, ehrlich sein, neue Wege aufzeigen und doch auch an die Tradition des Dorfes und der Menschen im Dorf anlehnen.

## Das andere Anderl

Alex Maier und Ramona Gruberl

„Wichtige Aspekte blieben in der bisherigen Forschung immer unbeachtet. Durch seine ideologische Betrachtungsweise und Mythologisierung von 1809 hatte der Historismus eine systematische Funktion.“

Was Helmut Reinalter Historismus nennt, ist die „offizielle“ Geschichtsschreibung der Tiroler Ereignisse um 1809. Sie versucht, aus A. Hofer und den Seinen das herauszuholen, was die Autorität zur Bestätigung ihrer Politik braucht. Im Gegensatz dazu versuchen Vereine und Organisationen wie die Michael-Gaismair-Gesellschaft, die SH, die Studentenvertretung der GeWi Innsbruck, der ASM, und Zeitschriften wie „Sturzflüge“ und „e. h.“ (Erziehung heute), ein anderes Bild des umstrittenen Datums der Tiroler Geschichte zu geben.

Ein Beitrag zur Entmythologisierung sollte das Symposium zu Andreas Hofer am 12.4.1984 an der Uni Innsbruck sein. Das ist nicht immer gelungen. Die Gaismair-Gesellschaft, die SH, die ÖH und die Fachschaft der Geisteswissenschaft luden Hans Heiss, Hans Magenschab, Günther Nennung und Dietmar Stutzer ein, sich zum Thema „Andreas Hofer“ und seine Zeit auszulassen. Am Abend erwartete man sich eine hitzige Auseinandersetzung anlässlich der Podiumsdiskussion zum Thema „A. Hofer und die Gegenwart“. Am Podium:

Die 4 Referenten +

A. Pelinka, H. Reinalter und L. Steurer.

Die Diskussionsleitung übernahm Günther Pallaver. Nach der Einleitung durch H. Winkler (Präsident der Gaismair-Gesellschaft) referierte Hans Heiss, Geschichtestudent, über „die kleinen Leute zur Zeit der Freiheitskämpfe“. Die Ständordnung kam Mitte des 18. Jh. in ganz Europa ins Wanken, nur im geschützt-geheiligten Land Tirol wurde sie künstlich am Leben erhalten, obwohl sie keine wirtschaftliche Grundlage mehr hatte. Der angeborne Stand war immer noch wichtiger als die finanzielle Lage. Auch Tirol steckte zu dieser Zeit in einer wirtschaftlichen Krise, die durch Missernten, Inflation, Katastrophen, mangelnde Umstrukturierung mitbedingt war. Außerdem trug die Erhöhung des Roggenpreises, eines Grundnahrungsmittels jener Zeit, zum allgemeinen Verelendungsprozess bei. Die Kirche übte (und übt) hauptsächlich 2 Funktionen aus:

Einerseits verstand sie es, ein Zusammengehörigkeitsgefühl zu vermitteln und andererseits gelang es ihr, die Gemeinschaft und jeden einzelnen zu kontrollieren. Wie, das brauchen wir hier nicht näher zu beschreiben. Es ist deshalb leicht zu verstehen, daß diese „sanfte“ Form von Unterdrückung – seinem Selbstverständnis nach war der Bauer frei – eine beruhigende Wirkung auf die Bevölkerung hatte.

Hans Magenschab, Chefredakteur der „Wochenpresse“, gab eine völkerrechtliche Erklärung von 1809, die er in kurzen Thesen zusammenfaßte.

- Die bayrische Regierung (1805 – 1809) in Tirol war legal.
- Die Kriegserklärung im April 1809 war eine Aggression der Österreicher.
- Nach der Besetzung durch österreichische Truppen wurden Gewaltakte nicht geahndet. A. Hofer, rechtlich ein Auführer, wurde Oberkommandierender in Tirol.
- Der Einmarsch der Bayern stellte den rechtlichen Zustand vor dem Aufstand wieder her.
- Hofer's Amtsführung in der Hofburg war eine Gegenregierung.

f) Der Prozeß in Mantua war gesetzeswidrig. Das Bayrische Strafrecht wäre hierfür zuständig gewesen.

In Wiener Kreisen galt Hofer nach seinem Tode als „Unperson“. Erst im Laufe des 19. Jh. entwickelte er sich zu einer Symbolfigur für den Widerstand gegen „welsche Arglist“. Laut Magenschab war Hofer kein deutscher Held, sondern ein patriotischer Tiroler, der gegen die Ideale der Aufklärung, gegen Modernisierungstendenzen in der Kirche kämpfte; nicht für die Freiheit im heutigen Sinne, sondern für eine Rückführung in eine ständische Gesellschaft.

Nicht viel mitzuschreiben gab es beim Vortrag von G. Nennung. A. Hofer ist der erste Grüne Tirols. „Ich bin für A. Hofer, den basisdemokratischen Kaiser von Tirol“. Womit das Wesentliche gesagt wäre.

Stutzer hingegen, als Vertreter des Feindes (Bayern) stellte eingangs die Frage: „Kamen die Bayern als Unterdrücker, oder als Reformers?“ Er vermied es, die Frage zu beantworten, indem er dem Publikum eine Reihe von Detailinformationen um die Ohren schlug. Die bayrischen Eingriffe in die Verwaltung: Steuern, Währungsreform, Medizinalreform, Einschränkung und Bürokratisierung der kirchlichen Feiern. Etwas zuviel für unsere gott- und Kaisertruen Tiroler?

Bei der Podiumsdiskussion kam nicht viel dazu, außer 3 neue Referenten (Reinalter, Steurer, Pelinka).

Reinalter griff die Mythologisierung des Andreas-Hofer-Themas für verschiedene Zwecke an. Wichtige Aspekte seien außer Acht gelassen worden. Mit seinen Thesen gab er den ergebnissten Beitrag dieses Symposiums.

- Die Erhebung muß in einem größeren Kontext gesehen werden; die Auseinandersetzung Zentralismus – Föderalismus; die Idee der Volksbewaffnung; der Politisierungsprozeß der Aufklärung; das Moment der Fremdherrschaft; die spanische Erhebung als Vorbild für Tirol.
- Die Aufständischen konnten sich auf eine ältere Tradition berufen (1525, 1762).
- Vor allem Konservative fühlten sich von Bayern bedroht, Liberale kritisierten bereits damals den Habsburger Polizeistaat.
- Das Ziel der Erhebung war die Rückkehr zu Habsburg und die Befreiung von der Fremdherrschaft. Von Freiheit kann keine Rede sein; die Regierung Hofer eliminierte die Theresianisch-Josephinischen Bürgerrechte.
- Die Erhebung hat ambivalenten Charakter:
  - es war eine Volksbewegung mit stark feudalen Zügen, getragen von Bauern, Wirten und Viehhändlern.
  - Liberale Kräfte (Handels- und Kaufmannsstand, intellektuelle Anhänger der Aufklärung) standen durchaus kritisch zur Erhebung.

Die Berücksichtigung dieser Ereignisse kann als erster Schritt zur Entmythologisierung gewertet werden, was Aufgabe einer kritischen Geschichtswissenschaft ist. Steurer und Pelinka untersuchten die verschiedenen Interpretationen zu A. Hofer. Ersterer beschränkte sich auf den historischen Aspekt (verschiedene Funktionen des A.H. Mythos in der Geschichte), Pelinka hob die politischen Auswirkungen in der Gegenwart hervor. Angesichts des Redeschwails beteiligte sich das Publikum nur mit wenigen Fragen an der Diskussion, obwohl noch viele Fragen offen geblieben sind.

# Claus Gatterer



„Verstanden wurde Gatterer vor allem von der studierenden Jugend Südtirols“, so schrieb es die Tageszeitung *Alto Adige* in ihrem Nachruf. Diese Feststellung unterstreicht, daß wir Grund genug haben, an den Journalisten und Historiker zu erinnern, der – wie so mancher – im Ausland mehr Anerkennung fand als zuhause. Engagiert, politisch schwer einordenbar, die Bezeichnung „Liberaler“ hassend – es würde zu weit führen, wollte man seine Position beschreiben. Viele haben ihn einfach schätzen gelernt, weil er für einen Rat immer ansprechbar war. So ist uns ein persönlicher Bezugspunkt verlorengegangen.

Was bleibt, ist sein Werk, das – wie es in der *laudatio* anlässlich der Verleihung des Südtiroler Pressepreises heißt – „einen wertvollen Beitrag zur historischen Neubesinnung ethnischer und regionaler Egoismen darstellt“. Als Motivation zu dieser Neubesinnung drucken wir einen Auszug aus der bei der Verleihung des genannten Preises am 31.1.1981 gehaltenen Rede.

## BÜCHER:

Im Kampf gegen Rom – Bürger, Minderheiten und Autonomien in Italien.

Europa-Verlag, Wien, 1968.

Erbfeindschaft Italien–Österreich.

Europa-Verlag, Wien, 1972.

Unter seinem Galgen stand Österreich – Cesare Battisti, Porträt eines 'Hochverrätters'.

Europa-Verlag, Wien, 1967 (vergriffen).

Cesare Battisti, *Ritratto di un altro traditore*.

Nuova Italia ed. (italienische Ausgabe).

Schöne Welt, böse Leut: Kindheit in Südtirol.

Wien, München, Zürich: Molden 1968. Auch: Wien, München: Molden Taschenbuchverlag, 1977. (Soll demnächst ins Italienische übertragen werden.)

Südtirol und der Rechtsextremismus.

(Beitrag Claus Gatterers im Sammelwerk „Rechtsextremismus in Österreich nach 1945“, Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstands, 1980).

Südtirol im Sprachenstreit?

(Nachwort im Sammelband „Apartheid in Mitteleuropa? Sprache und Sprachenpolitik in Südtirol“. Wien, München 1982).

## BIOGRAPHIE:

Geboren 1924 in Sexten als Sohn einer Bergbauernfamilie besuchte er dort unter dem Faschismus die italienische Volksschule und maturierte in Brixen am Vinzentinum. Seine journalistische Tätigkeit begann er nach dem 2. Weltkrieg, zuerst in Südtirol, dann seit den 50er Jahre immer mehr in Österreich. Als Redakteur war Gatterer tätig bei den „Salzburger Nachrichten“ und der Wiener Zeitung „Die Presse“, später als wichtiger Journalist beim ORF, wo er das wöchentliche Magazin „Teleobjektiv“ moderierte. Seit über 30 Jahren lebte er in Wien.

Die Südtiroler kennen ihre Geschichte nur in Bruchstücken. Der Gesamtblick wäre störend, beunruhigend. Vereinfacht gesagt, reduziert sich alles auf die Besiedlung durch die Bajuwaren, auf die angeblich älteste Demokratie Europas, auf die Andreas Hofer-Epoche und auf das »Land im Leid« oder das »Volk in Not« der Ära nach 1919. Ich möchte hier vor allem auf ein Thema eingehen, weil mir neulich erst im »skolastens« so eine Unterrichts-Lücke ins Gesicht gesprungen ist: das Trauma für die Tiroler südlich des Brenners war 1919 nicht, wie man fast allgemein annimmt und offenbar vielfach auch lehrt, die Begegnung mit den Italienern, sondern die Begegnung mit dem italienischen Staat als Ordnungssystem, als System von Werten, wenn man will. Die Italiener haben wir — seit es Tirol gibt — gekannt, woher kommen denn alle die Menapace, Gasperi, Fontana, Eccel, Frasnelli und Magnago? Sie waren unsere Landsleute aus dem »verbliebenen« Südtirol von vor 1918-, ihre Vertreter saßen neben den unseren im innsbrucker Landtag, im Unterland tackerten sie als Landarbeiter, zugezogen von den nötigen Trientiner Tätern, weil sie eher Deutsch lernten als die unsern Italienisch, stellten sie die meisten Eisenbahner auf der Brennerstrecke, weil Trient oder Mezzolombardo oder Cles ihnen zu eng waren, ließen sie sich in Innsbruck oder Bozen als Kaufleute nieder, manche kamen als Beamte, von österreichischen oder tirolischen Behörden zu uns versetzt.

Die für die deutschen und ladinischen — aber auch für viele italienische — Tiroler traumatische Begegnung war zunächst die mit dem italienischen Staat, mit seinem Zentralismus und seiner »nomadischen Bürokratie« (Cattaneo) und danach das Eindringen des italienischen Kolonialismus in den heutigen Südtiroler Raum. Obschon mir der Begriff Kolonialismus in Zusammenhang mit der Industriezone von italienischen Kritikern übel genommen worden ist, gebrauche ich ihn bewußt wieder — und zwar im gleichen Sinne, in dem ihn die Meridionalisten<sup>1</sup> benützen. Um den totalen Bruch aller Kontinuitäten, welchen die Eingliederung der sogenannten »neuen Provinzen« in den italienischen Zentralstaat mazzinischer oder jakobinischer Prägung bedeutet hat, zu erfassen, muß man sich indessen fragen, welcher Art der Staat gewesen ist, aus dem diese »neuen Provinzen« (einschließlich Südtirols) gekommen sind. Was heute in internationalen Abmachungen und in Gesetzen festgeschrieben und zum Teil immer noch nicht verwirklicht ist, war in Österreich, dem Vielvölkerstaat, Selbstverständlichkeit. Die Gendarmen beispielsweise stammten (und stammen auch im heutigen Österreich noch) aus dem Gebiet, in dem sie zu wirken hatten (und zu wirken haben). Sie kennen nicht nur die Sprache perfekt, sondern auch die Leute. Da sie die Leute so gut kennen, riechen sie die Urheber eines Verbrechens relativ rasch. Der Militärgouverneur General Peconi-Giraldi hat in einem seiner Berichte der italienischen Regierung geraten, das altösterreichische Gendarmenwesen zumindest für die neuen Provinzen beizubehalten, wenn nicht überhaupt zu übernehmen. Dagegen stand und steht natürlich jene ungeschriebene Präzambel jeder italienischen Real-Verfassung, die kurz gefaßt folgendermaßen lautet: 1. Der Staat mißtraut den Bürgern; 2. Der Staat mißtraut seinen Dienern; 3. Die Bürger mißtrauen beiden — dem Staat und seinen Dienern. Anders ausgedrückt: alle Macht im Staat geht vom wechselseitigen Mißtrauen aus. Das österreichische Prinzip, das die Republik von der Monarchie übernommen hat, ist viel einfacher und zugleich psychologisch-subtiler: Der Gendarm paßt auf die Bürger auf, die Bürger passen auf die Gendarmen auf. Dieses System löst nicht nur die Sprachen-, sondern sogar die *Dialekt-Frage*: und ich behaupte nun wirklich allen Ernstes, daß nicht nur in Südtirol, sondern überall ein anständiges, ehliches Polizei-Protokoll ohne Kenntnis auch des Dialekts des möglichen Delinquenten oder welcher Polizeikundschaft immer gar nicht denkbar ist.

Und die hohen oder höheren Beamten in Österreich? Karl Renner, unter den österreichischen Sozialdemokraten der überzeugteste Anwalt des »großen Reiches der kleinen Völker«, aber kein Freund der habsburgischen Bürokratie, hat einmal gesagt: »Gerade die bürokratische Klasse ist von Haus aus gewohnt, Sprachen zu beherrschen und in verschiedenen Sprachen zu arbeiten.« Von ihm stammt auch das Wort: »Soviel Sprachen du kannst, so oft bist du Mensch!« Es war in der habsburgischen Monarchie ein ungeschriebenes Gesetz, daß der

Beamte — ob hoch oder niedrig — auf der Höhe der Landessprache (oder der Landessprachen) zu sein hatte, egal ob er in Galizien, in Prag oder in Triest eingesetzt war. Und die privatwirtschaftlich geführte Südbahn verlangte von ihren Bediensteten auf der Strecke Wien-Laibach-Triest die Kenntnis der Sprachen aller Länder, durch die sie zu fahren hatten: also Deutsch, Slowenisch und Italienisch. Natürlich hatte diese menschlich so vernünftige Einrichtung ein gewaltiges nationalistisches Geschrei bei Deutschen und Italienern zur Folge: Da wohl die Slowenen bereit waren, Deutsch und Italienisch zu lernen, aber den Deutschen und Italienern das Slowenische zu minder war, ergab es sich von selbst, daß die meisten »Südbahnler« Slowenen waren.

Diese ganze Vielsprachlichkeit, dieser ganze pragmatische Proporz fand, wenn man so sagen darf, unterhalb der gesetzlichen Regelungen statt, und dies ist wohl gemeint, wenn der Triestiner Gian Stuparich einmal schrieb, Österreich sei im »districato«, im Sich-Zurecht-Finden mit den verschiedenen Nationalitäten bei weitem geschickter gewesen als danach Italien. Selbst die — historisch gesehen unzulänglichen, aber de facto noch immer vorbildlichen — Regelungen über den inneren und äußeren Sprachgebrauch usw. bestätigen das Urteil des Triestiners. Jedenfalls ist es eine Tatsache, daß nie zuvor — und nachher nie wieder — so viele auch relativ einfache Menschen so viele Nachbarschafts-Sprachen kannten wie unter Österreich-Ungarn. Darf ich wieder G. Stuparich zitieren: »Penso che mai come in quegli anni che precedettero la prima guerra mondiale, noi fummo così vicini a una reciproca comprensione tra i popoli europei, agli Stati Uniti d'Europa.«<sup>2</sup> Eben weil ein Vereintes Europa, wenn's überhaupt möglich ist und wenn die Großkonzerne es je erlauben sollten, nur durch nachbarschaftliche Verständigungen zusammengeführt werden kann.

Man müßte all jene Italiener, die sich — in der Bürokratie, in der Justiz, in der Legislative, in den Gewerkschaften — gegen die Zwei- oder Mehrsprachigkeit wehren, die sich sträuben gegen das sogenannte »patentino«, dazu verhalten, zumindest Stuparich zu lesen. Vielleicht ginge dann manches leichter, was heute überhaupt nicht vom Fleck zu kommen scheint. Eines jedenfalls sollte man auf italienischer Seite wissen: Ein Sediment an altösterreichischen Erinnerungen — und sei's auch nur ein undeutliches Echo von dem, was der Großvater erzählt hat — lebt auch in den Generationen von heute fort, — und wär's auch nur das Wissen darum, daß beispielsweise gerichtliche Berufungsverfahren aus dem Trentino, die an die höhere Instanz in Innsbruck gingen, natürlich in italienischer Sprache abgewickelt wurden.

Aus dem Staat also, der nach dem Irredentisten Stuparich eine Verheißung,- oder sagen wir ein Vorwort, eine prefazione, zum vereinten Europa war, gerieten die Südtiroler und die »neuen Provinzen« ins zunächst nur zentralistische, dann auch noch faschistische Italien. Verbot des Landesnamens. Verbot des Unterrichts in der Muttersprache. Verbot der deutschen Ortsbezeichnungen. »Wir haben auf die Kirchtürme g'schaut, damit wir wissen wo wir sind, weil wir Valdaora oder Monguelfo nicht verstanden haben«, hat mich der Vater belehrt. Das war elementare Strategie des Sich-Zurecht-Findens in einer fremd-benannten Heimat, im übrigen zäunten die Bauern sich gegen den Staat mit Bretterzäunen um die Häuser, aber durchaus nicht mit Brettern vor dem Hirn ein. Die bäuerliche Grund-Vernunft wurde offensichtlich, als der »geschlossene Hof« aufgelöst und die Realteilung nach italienischem Muster auch in Südtirol eingeführt werden sollte. Was es de jure nicht mehr gab, erhielten sich die Bauern de facto — und »walsch erben« wurde zum Inbegriff wirtschaftlicher Unvernunft.

Doch habe ich oben vom Kolonialismus geredet — und diese Feststellung will wohl begründet sein. Man darf sich dabei nicht auf's Wirtschaftliche beschränken, obschon der ökonomische Aspekt der wesentliche war und die Voraussetzung für die »menschliche Kolonisierung« zu schaffen hatte. Skizzieren wir kurz die Stationen: Absiedlung einheimischer Fachkräfte — z.B. von Eisenbahnern — und deren Ersetzung durch Italiener: import eines neuen Verwaltungs- und Justizsystems mit dem dazugehörigen Verwaltungsapparat; totale Änderung des Schulsystems,- dazu noch einmal Stuparich, der sei-

ber Lehrer war, über die Bemühungen im Triest von 1919/1920: die altösterreichische »scuola italiana della Venezia Giulia non solo cercò di salvare il proprio carattere e di difendersi dall'assimilazione, ma volle tentare di promuovere un adeguamento dell'intera scuola d'Italia al suo sistema e alla sua sostanza. Siamo all'avanguardia, pensavano gli insegnanti (ex-austriaci) giuliani, ed è giusto che il grosso segua noi, non che noi regrediamo all'inertzia e all'andamento del grosso.«<sup>3</sup> Dann — ab Mitte der Dreißiger Jahre die Industrialisierung (Bozner Industriezone) und die Kolonisierung in großem Stil: mit Ausnahme der großen Kraftwerke handelte es sich durch die Bank um standortwidrige, unsinnige Industrie-Gründungen, die loco nichts vorfanden als die Energie. Gewiß, sie hätten auch Arbeitskräfte vorfinden können, aber die wollte man nicht. Die Voraussetzung für die Errichtung der neuen Industriebetriebe mit den erforderlichen Infrastrukturen und der neuen Wohnsiedlungen für die fleisch aus den alten Provinzen importierten Arbeitskräfte war die Liquidierung der landwirtschaftlichen Randbezirke von Bozen und Gries. Weitere Merkmale der Kolonisierung: Als einigermaßen kompakte Gruppen wurden von den Stammbetrieben das technische und wirtschaftliche Management sowie die nötigen Facharbeiter importiert, die kleinen Arbeiter, die manovalanza, fing man überall zusammen, wo man sie fand, namentlich im Veneto, und man fand sie leicht, weil ja die traditionelle Auswanderung gesperrt war. Die Gewinne aller neuen Betriebe — einschließlich der Kraftwerke — verließen das Land, in dem sie produziert wurden, und wanderten — typisch kolonialistisch — nach Italien. Ein weiterer Schritt zur Kolonisierung wurde möglich, als das faschistische und das nationalsozialistische Regime einander die Hände reichten und das berühmte Optionsabkommen abschlossen. Da durfte Rom endlich auch echte (und rechtlich gesicherte) Landnahme in rein bäuerlichen Gebieten erhoffen. Daß es Italien nicht gelungen ist, die im Pustertal oder im Eisacktal auf die Höfe abgewanderter Südtiroler Bauern gesetzten Italiener zu halten und abzusichern, beweist die Brüchigkeit der ganzen Konstruktion, eben ihren kolonialistischen Charakter.

Die Folgen dieses Kolonisierungswerkes wirken heute noch nach:

1. Die ins Land gebrachten Italiener waren keine »Einheit«, keine geschlossene Volksgruppe, sie waren ein Staub von Individuen - ohne gemeinsamen Dialekt, ohne verwandtschaftliche Bindungen, ja, ohne gemeinsame Eßgewohnheiten. Die neuen Viertel, die man für sie gebaut hatte, waren bis hoch in die Vierziger Jahre hinein nicht nur unfertig, sondern unästhetisch.

2. Diese Italiener gingen durch eine Reihe von psychologischen Wechselbädern. 1939, mit der Option, meinten sie, festen Boden unter den Füßen zu bekommen, im Herbst 1943, als die Deutschen kamen, wurde der Boden wieder unsicher. 1945 — mit der Niederlage Hitlers und Mussolinis — atmeten die Italiener wieder auf, aber der Pariser Vertrag stellte ihre Position schon 1946 neuerlich in Frage. Das von Rom und Trient restriktiv angewandte erste Autonomiestatut erlaubte den Italienern eine gewisse Konsolidierung, sie durften sich, wie Renato Ballardini sagte, »superprotetti« fühlen, bis ab 1957 die Südtiroler Volkspartei das »Los von Trient« proklamierte und parallel zu den italienisch-österreichischen Verhandlungen ab 1961 die Bomben krachten. Da die Terroristen häufig kein Geheimnis daraus machten, daß es ihnen auch darum zu tun war, die Italiener »aus dem Land zu bomben«, verkehrte sich die Sicherheit von gestern wieder ins Gegenteil: neue Unsicherheit erfaßte die Gemüter, obschon man mit den Jahren zu einer Gemeinschaft zusammengewachsen war. Übersehen wir nun bei all dem eines nicht: die Gefährdung der eigenen Position bewirkt nicht nur als Trotzreaktion Verwurzelung, die Bedrohung des eben gewonnenen Lebensbereiches bewirkt vielmehr ein Festklammern an dem bißchen Boden, auf dem man steht. Und in der Folge stellt sich als psychologische Reaktion genau das ein, was man als die Stärke der anderen, der tirolischen Seite erkannt hat: Heimatgefühl. Wenn Sie wollen, können wir dies als »Gegen-Eingewöhnung«, richtiger als eine »Gegen-Beheimatung« bezeichnen.

3. Obschon die Südtiroler Politiker noch immer mit der Todesmarsch-Parole operierten, war nun — offenbar überraschend für beide Teile — auf Südtiroler Seite ein Prozeß zur allmählichen

Reife gelangt, der die Italiener — aber nicht nur sie — sozial unter Druck setzte. Die Tiroler hatten nicht nur die Verluste durch Option und Krieg aufgeholt, in den Tälern war vielmehr zusätzliche Arbeitskraft herangewachsen (und vermehrte sich von Jahr zu Jahr), die auf Arbeitsplätze drängte. Zunächst mußte ein guter Teil dieser »überschüssigen Arme« noch ins Ausland abwandern, vor allem in die Bundesrepublik oder in die Schweiz, später — und jedenfalls zu spät — kam der einheimische Industrialisierungsprozeß in Gang. Doch dauerte es noch gut ein Jahrzehnt, ehe die Südtiroler Arbeiterschaft — trotz KVW, trotz gewerkschaftlichen und politischen Gehversuchen — auch in der Sammelpartei SVP und außerhalb der Sammelpartei ein minimales Gewicht erhielt.

Die italienische Linke beobachtete dieses Phänomen zunächst eher ratlos, dann packte sie es in doktrinäer Art an: man gab sich dem Irrglauben hin, daß da — sozusagen mit dem Sarner, der neben dem Mann aus den »seminariis« bei der Lancia an der Fräse stand — dem alten, sich schon aus sich selbst erneuernden italienischen Proletariat ein neues, südtirolisches »zuwachsen«. Und das ältere nahm (und nimmt) ganz selbstverständlich die Führung für sich in Anspruch. Hätte man ein bißchen austromarxistische Geschichte studiert, wäre einem das Mißverständnis mit der angeblich einheitlichen Arbeiterklasse mit — über die ethnischen Grenzen hinweg — einheitlichen Klassen-Erfordernissen nicht passiert. Ich will hier nun nicht über den Unterschied zwischen dem Wiener Arbeiter aus der niederösterreichischen Nachbarschaft und dem tschechischen Arbeiter in Wien dissertieren, doch scheint es mir, da das Mißverständnis fortbesteht, da die Bozner Linke noch immer nichts dazugelernt hat und da man obendrein in Bozen dazu tendiert, ganz Südtirol an der Elle der Landeshauptstadt zu messen, unerlässlich, auf die wesentlichen Unterschiede hinzuweisen. Ein Unterschied ist hier schon angeklungen: die Südtiroler sind eine Arbeiterschaft der ersten Generation, die Italiener sind sozusagen Traditions-Proletariat. Daß die Südtiroler — auch als Arbeiter — in ihrer Seele die Narben jener Wunden empfinden, die der Faschismus dem Land geschlagen hat, ist selbstverständlich, leidet hat ihnen nie jemand von den Wunden erzählt, die der Faschismus der italienischen Arbeiterbewegung beigebracht hat. Auch das steht der sogenannten Interessen-Gemeinschaft im Wege. Wesentlicher ist indessen der dritte Punkt: Der Südtiroler Arbeiter ist im Gegensatz zu dem zwar schon im Land verwurzelten italienischen Kollegen echt »bodenständig« — ich bitte, dies nicht im Sinn von Blut und Boden zu begreifen. Der Begriff ist konkreter gemeint: der Südtiroler kommt vom Bauernhof und kann sich im Krisenfall auf den Hof des Vaters oder des Bruders oder auf's »Hoamatik« anderer Geschwister zurückziehen, mit einigem Pfusch nebenbei wird er sich ganz gut über Wasser halten. Der Italiener hat diese Möglichkeit nicht, wenn der arbeitslos ist, ist er wirklich arbeitslos. Der Südtiroler Arbeiter hat also eine zusätzliche familiär-bäuerliche Versicherung, die dem Italiener fehlt. Der Südtiroler Arbeiter kann obendrein damit rechnen, daß er einmal ein Stück Boden erbt oder wenigstens den Anteil bekommt, der ihm als »weichendem« Sohn zusteht: auf dem ererbten Boden oder mit dem Ertrag dieses Bodens oder mit dem finanziellen Erbanteil wird er sich nicht »ein Auto machen«, das ist im Lohn drin, sondern er wird sich ein Häuschen bauen, in der Mehrzahl der Fälle mit zwei oder drei Zimmern über den Eigenbedarf hinaus, damit man dann Fremden Quartier gewähren kann. Wieder eine Chance, die den Südtiroler Arbeiter vom italienischen Kollegen abhebt, die ihm — ähnlich wie die zusätzliche Naturalversicherung von vorher — ein Gefühl der Überlegenheit verleiht. Als Hausbesitzer und Zimmer-Vermieter rückt der Südtiroler Arbeiter in eine Position auf, die das soziale Spektrum der italienischen Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung einfach nicht abdeckt. Deswegen ist es keine Überraschung, daß der Anteil der Südtiroler Lehrer an der italienischen Gewerkschaftsbewegung relativ am höchsten ist. Und die Chefs der vereinigt-unvereinigten italienischen Gewerkschaftsverbände sollten sich nicht die Haare raufen angesichts des Verhaltens des angeblich »gelben« ASGB, sie sollten deutsch lernen, sie sollten trachten, einiges von der »Seelenlage« der Tiroler Kollegen zu verstehen und sie sollten sich ein bißchen in die Geschichte des Austromarxismus vertiefen, für den der Umgang mit Arbeitern un-

terschiedlicher Nationalität und sozialer Herkunft das harte Alltags-  
brot war.

Ein Tip zum Weiterdenken: Als — nicht zuletzt infolge einer Krisen-  
situation mit vielfach nationaldosierter Arbeitslosigkeit — gegen  
die von den Großdeutschen aufgezogenen Gewerkschaften, die ein-  
deutig »gelb« waren, die tschechischen Arbeiter sich von der gemein-  
sam sozialdemokratischen Gewerkschaft lossagten, finanzierte die  
zentrale, gesamtösterreichische Gewerkschafts-Initiative die tschechi-  
schen Sonder-Gewerkschaften, damit diese nicht gelb werden muß-  
ten.

Und weil ich schon wieder bei Österreich, beim alten, gelandet  
bin, will ich gleich in einem anderen aktuellen Bezug den Stiefel bei  
den Hörnern — wenn nicht gar die Hörner beim Stiefel — packen. Ich  
meine die berühmte Volkszählung, Karl Renner — da er nicht nur  
ein bedeutender Theoretiker des Austromarxismus, sondern 1918  
und 1945 jeweils der erste Kanzler der österreichischen Republik war,  
sollte sein Name bekannt sein —, dieser Karl Renner also hat als Vor-  
aussetzung für die »Verrechtlichung der nationalen Frage«, verlangt,  
daß man ein »Grundbuch der Nationen« anlege, daß man also ihren  
ethnischen Besitzstand aktenkundig mache. Die Anregung ist dann  
praktisch ausprobiert worden — dank dem Mährischen Ausgleich ab  
1906 in Mähren und nach 1910 in der national ungemein vertrakteten  
Bukowina. Das Urteil über die Erfahrungen mit dem nationalen Kata-  
ster überlasse ich dem liberalen Historiker Robert A. Kann, der  
wahrhaftig kein habsburgischer Apologet ist; er schreibt dazu: »Auf  
Grund der 'Option der Einzelperson' wurde das Prinzip der nationa-  
len Registrierung eingeführt. Ein offizielles Aufsichtsverfahren durch  
die Gemeindebehörden mit der Möglichkeit eines Rekurses an die  
Kronlandverwaltung kontrollierte es. Änderungen der ursprüngli-  
chen Eintragung bezogen sich im Prinzip auf den sprachlichen Status  
der Person. Eine zehnjährige Erfahrung mit diesem System bewies,  
daß ein Mißbrauch der Eintragung für einseitig nationale politische  
Zwecke erfolgreich ans Licht gebracht und verhindert werden  
konnte.« Soweit also Kann.

Ich halte die Ermittlung der Volkszugehörigkeit (oder der Zugehö-  
rigkeit zu einer Sprachgruppe) bei Volkszählungen für unerlässlich.  
Sie ist die Voraussetzung für jeden Volksgruppen- oder Minderheiten-  
schutz. Ich würde — in Italien — sogar zwei große Schritte weiter-  
gehen: Erstens müßte bei Volkszählungen die Stärke aller Volks- und  
Sprachgruppen ermittelt werden, und zweitens sollte die Volkszuge-  
hörigkeit (neben der Staatsbürgerschaft) in den Paß oder Personalaus-  
weis eingetragen werden. Ich erfahre aus den Ausweisen zwar,  
daß ich eine krumme Nase und eine Glatze habe und daß ich  
römisch-katholisch bin, aber wie soll ich wissen, daß der Herr Cescuri  
ein Südtiroler ist und der Herr Kessler ein Italiener? (Mein Verhält-  
nis zum Recht und zur Justiz überhaupt ist, nicht nur auf Italien be-  
zogen, ein sehr zwiespältiges. Die graphische Selbstdarstellung der  
Justiz durch das Paragraphenzeichen ist ja wahrhaftig nicht ermuti-  
gend für den kleinen Mann: oben ein Haken, unten ein Haken, da-  
zwischen ein Loch — und die meisten bleiben an einem der beiden  
Haken hängen). Trotzdem will ich da einen rechtlichen Zusatz wa-  
gen: Ich sehe in der Haltung des italienischen Staates seinen Volks-  
gruppen gegenüber eine eindeutige Verletzung des Grundsatzes der  
Gleichheit vor dem Gesetz; warum werden die Ladinier in Südtirol  
gezählt und die Ladinier im Trentino, in Pieve und in Cortina nicht?  
Warum werden die Aostaner und Friauler gezählt? Warum zählt  
man die Slowenen in Triest, nicht aber die Slowenen in Görz oder in  
der Provinz Udine? Und warum haben die Südtiroler Parlamentarier  
noch nie probiert, in Rom einen Vorstoß in Richtung auf Gerechtig-  
keit für alle Volksgruppen zu machen? Schluß mit der neuen Paren-  
these und zurück zur sachlicheren Sache, für welche diese Parenthese  
indessen nicht ganz unwichtig war.

Was mich an der Südtiroler Praxis stört, ist nicht die Volkszählung,  
sondern alles Existenzielle, das an der Volkszählung dranhängt, die  
paragraphöse Starre des Proporzsystems auf so vielen Gebieten, der  
für manche Minderbürger auftretende Zwang, aus existenziellen Grün-  
den bei der Volkszählung zu lügen, die eigene Identität verleugnen  
zu müssen, um nicht für sich oder die Kinder eine Lebenschance zu

vertun und zu verbauen. Auch hier wieder: Proporz ist ein Grundle-  
gendes für demokratisches Zusammenleben. Proporz hat in Süd-  
tirol (aber auch gegenüber Slowenen und Aostanern) auch den  
Zweck, das durch die Verdrängung der Einheimischen, der Anders-  
sprachigen aus allen Ämtern unter dem Faschismus und danach be-  
gangene Unrecht zu korrigieren. Proporz ist auch deshalb erforder-  
lich, weil ein normales Volk die Möglichkeit haben muß, um noch  
einmal den vorhin zitierten israelischen Kollegen abzuwandeln, seine  
eigenen Polizisten und seine eigenen Beamten haben. Obendrein hat  
der Proporz eine gewaltige psychologische Komponente: wenn mich  
ein Südtiroler Beamter saugrob behandelt oder ein Südtiroler Richter  
zu unrecht verurteilt, dann habe ich eine Sauwut auf den Beamten  
oder den Richter, aber es ist eine Sauwut unter Landsleuten, wenn  
auf der anderen Seite hingegen ein italienischer Beamter oder ein ita-  
lienischer Richter sitzt, dann habe ich die Sauwut nicht auf *den* Be-  
amten und *den* Richter, sondern »auf die Walschens«. Und umge-  
kehrt wird's nicht anders sein.

Aber wie ein pragmatischer, nicht vertraglich oder gesetzlich gere-  
gelter Proporz zum Widersinn werden kann, möchte ich an einem  
altösterreichischen Beispiel illustrieren. Wenn in den letzten Lebens-  
jahren der Monarchie ein Sektionschef in einem Ministerium einen  
Fachmann für irgendein Gebiet anforderte, wurde ihm gleich ein  
ganzes Büro aufgehaist; die deutschen Liberalen, die in der Regie-  
rungskonkordanz saßen, drängten ihn ihren Fachmann auf, die  
gemäßigt-bürgerlichen Tschechen einen zweiten, der polnische Adel  
einen dritten. Für ethnische Buntheit war gesorgt, für Fachkenntnis  
nicht unbedingt. Die Proporz-Exzesse in Südtirol scheinen mir ande-  
rer Art zu sein. Ich will zum Beispiel nicht einsehen, daß bei unglei-  
cher Qualifikation der mündel Qualifizierte ein öffentliches Amt er-  
hält, nur weil er die richtige Volksgruppe hat. Ich will mich nicht da-  
mit abfinden, daß eine öffentliche Einrichtung zusperrt muß, weil  
es für dieses Amt keine Tiroler Bewerber gibt und italienische nicht  
in ausreichender Zahl eingestellt werden dürfen. Es ist nicht nur wi-  
dersinnig, sondern unmenschlich, wenn eine Familie der Volkszuge-  
hörigkeit A mit einer weit höheren Anzahl von Punkten eine Woh-  
nung nicht bekommt, während die Familie der (richtigen) Volks-  
zugehörigkeit B mit bei weitem weniger Punkten die neue Wohnung  
bekommt. Recht hört dort auf, Recht zu sein, wo es den Menschen  
überrollt, wo es nicht mehr Gerechtigkeit schafft, auch nicht im Sinn  
einer Wiedergutmachung, sondern Unfrieden und Unzufriedenheit  
stiften muß. Der Mensch kommt vor dem Paragraphen. Das ist auch  
der Ursprung des Volksgruppen- bzw. des Minderheitenrechts.

Man hat mich neulich gefragt, wie man sich als Südtiroler im Exil  
fühle. Ich muß alle, die nach einer Auskunft darüber gelüster, ent-  
setzlich enttäuschen. Ich bin kein Südtiroler im Exil. Ich bin ein aus-  
freies Stücklein in Wien lebender Südtiroler mit österreichischem Rei-  
sepaß. Ich verkröche mich in mein Südtiroler-Sein nicht wie ein  
Dachs in die Höhle, — alle wissen's, daß ich's bin, und ich muß sagen,  
daß wir Südtiroler in Wien und bei den Wienern, um's bescheiden  
zu sagen, durchwegs gern gesehen sind. Aber es vergeht kein Jahr,  
in dem ich nicht zwei- oder dreimal in Südtirol bin, ebenso emsig besu-  
che ich andere Minderheiten-Gebiete. Ich will die Entwicklungen,  
die Ertragschaften und die Spannungen nicht nur »miterleben«,  
ich will sie auch an dem messen können, was anderswo vor sich geht;  
vor allem aber habe ich gelernt, daß man in Südtirol, um es zu ver-  
stehen, immer neu lernen muß, beinahe Jahr für Jahr. Ich bemühe  
mich, die Lage in Südtirol nicht nur mit meinen Augen zu sehen,  
sondern auch mit den Augen jener Landsleute, die Ladinier oder Ita-  
liener sind. Ich bemühe mich, gewisse Situationen nicht nur mit mei-  
nem Tiroler Schädel, sondern auch mit italienischem Kopf durchzu-  
denken und zu prüfen. Das meine ich, wenn ich gegen die Einäugig-  
keit plädiere, wenn ich zum Zweifeln auffordere, wenn ich behaupt-  
te, daß ganze Generationen von Südtirolern, was die Geschichte des  
Landes anlangt, eher mit Geschichtslücken als mit Wissen abgespeist  
worden sind.

Aus: Über die Schwierigkeit, heute Südtiroler zu sein

## In Berlin und bei uns

Hansjörg Waldner / Heidy Wessler

Daß in der Geschichtswissenschaft seit längerem so etwas wie ein Paradigmenwechsel im Gange ist, davon tun schon die Titel der einschlägigen Buchproduktionen der letzten Jahre kund: „Hinterher merkt man erst, daß es richtig war, daß es schiefgegangen ist“, „Es ist nirgends nichts gewesen außer hier“, „Die Jahre weiß man nicht wo man sie hinsetzen soll“ um nur einige zu nennen.

Es wird suggeriert, daß jetzt andere Menschen zu Wort kommen sollen, daß eine Sprache Aufnahme in die Bücher findet, die bislang darin sicher nichts zu suchen hatte, daß die Räume, in denen sich historische Untersuchungen ansiedelten enger werden, daß sich der Alltag nicht nur durch sogenannte historische Einschnitte strukturiert, sondern daß Fakten relevant werden, die bisher als persönlich und belanglos abgetan wurden. Die sogenannte „Geschichte von unten“, die neue Regional- oder Heimatgeschichte scheint in aller Munde zu sein.

Wen wundert's also, daß für diesen Mai in Berlin ein Geschichtsfest angesagt war, das von der bundesdeutschen Geschichtswerkstatt (=Zusammenschluß der Geschichtswerkstätten in der BRD) angeregt und organisiert wurde. In diesen Geschichtswerkstätten sind Leute verschiedenster Herkunft (arbeitslose Historiker, Universitätsprofessoren, Hausfrauen, Geschichtslehrer etc.) damit beschäftigt, die „andere Geschichte ihres schlechts, ihres Stadtteils, ihrer Region oder der Landschaft, in der sie leben an das Tageslicht zu befördern. Doch zurück zum Fest, erwartet wurden 200 – 600 Leute, gekommen sind weit mehr. Ein allerletztes Indiz dafür, daß Geschichte wieder „in“ ist.

Die Organisatoren des Fests erklären sich diese neue Begeisterung unter anderem dadurch, daß an Stelle der bisher vorherrschenden Technikbegeisterung zunehmend Neugierde bis nostalgisches Nachdenken über die Vergangenheit Fuß faßt, sich die negativen Folgen eines rein quantitativen Wirtschaftswachstums immer mehr bemerkbar machen (Verschandelung der Umwelt etc.), die 3. Industrielle Revolution für Orientierungslosigkeit bei einem großen Teil der Bevölkerung sorgt und somit die Zuwendung zu überschaubaren Räumen, zur überschaubaren Vergangenheit wächst. Geschichte soll Deutungsmuster für die Zukunft liefern, aber auch mögliche Widerstandsstrategien gegen die Unerträglichkeiten der Gegenwart aufzeigen.

Mit den Themen, den Motivationen, Akteuren und Zielgruppen haben sich zwangsläufig auch die Methoden geändert.

Die typische Handbewegung des Historikers wird bald das „In-Gang-Setzen“ des Aufnahmegeräts und nicht mehr das Umblättern der Buchseiten sein.

„Oral-history“ soll die Geschichte jener Bevölkerungsgruppen aufarbeiten helfen, die bisher keinen oder nur einen perspektivisch verzerrten Eingang in die Archive und somit in die Geschichtsbücher fand.

Auch über eine attraktivere Vermittlung scheint man sich in letzter Zeit erfolgreich Gedanken gemacht zu haben. Auf dem Geschichtsfest wurden unter anderem Workshops zur „Ausstellung und Geschichte“, „historische Stadtrundgänge“, „oral-history“, „Historische Fotografie“, „Stadtgeschichte und Museum“ angeboten. In Berlin wird zur Zeit eine sehr gelungene Ausstellung zur Geschichte der Homosexuellen in Berlin, 1850 – 1950, gezeigt.

Diese Trendwende ist keineswegs auf die BRD beschränkt, Frankreich hat eine große sozial und mentalitätsgeschichtliche Tradition aufzuweisen, in England machte der „history-workshop“ schon zu Beginn der 70er Jahre von sich reden und in Schweden versetzt die „grabe wo du stohst Bewegung“ immer mehr Menschen in einen schieren Begeisterungsrausch. Es scheint bald keinen Stadtteil, keine Bevölkerungsgruppe, keine

„Das hängt nur davon ab, wer von uns übrigbleibt und die Geschichte erzählt“ (Telly Savalas in „Bean Geste“)

Subkultur mehr zu geben, die nicht schon von diesen neuen Historikern unter Beschlag genommen wurden. (Südtirol ist diesbezüglich ein Spezialfall, besser gesagt gar kein Fall.)

Daß mit dieser „Bewegung“ nicht nur Chancen verbunden sind, liegt auf der Hand. Jede Medaille hat schließlich 2 Seiten. Die Theorie- und Methodelosigkeit war oft genug schon Anlaß für hitzige Debatten. Daß Interviews nicht einfach spontan mit einer gehörigen Portion Intuition interpretiert werden können, sondern einen spezifischen quellenkritischen Apparat benötigen, wird jedem klar, der auch nur einen einschlägigen Aufsatz zum Thema gelesen hat. Auch Überschaubarkeit wird oft zur langweiligen Belanglosigkeit, wenn der größere Zusammenhang nicht gegeben ist. Aber trotzdem, etwas bewegt sich. Nun, in Südtirol ist von alledem wenig zu spüren. Gründe dafür gibt es genug:

- die hausgemachte Heimatkunde, (Andreas Hofer über alles), die schon ab der Volksschule bis zum Überdruß serviert wird, erstickt die Lust nach allerlei Lokalhistorischem gründlichst, ...
- Durch die dauernde und bis zum Exzeß getriebene Betonung der regionalen Eigenständigkeit, der tirolerischen Eigenheiten etc. ist die Heimatkunde wohl zurecht „anrührig“ geworden. Selten wird einem(r) Südtiroler(in) der Gedanke kommen, daß so etwas auch emanzipatorisch sein könnte. (Man verzeihe dieses ausgetretene Wort, mir fällt kein Besseres ein.)
- In Bozen gibt es keine Universität. Jeder neue Impuls, der von einer italienischen, österreichischen, deutschen oder sonstigen Universität ausgeht, erreicht Südtirol mit der gebotenen Verzögerung und spät importiertes wirkt zwangsläufig oft schal.

Genauso viele Argumente lassen sich für die Notwendigkeit, eine „Geschichte von unten“, Alltagsgeschichte oder wie immer man es nennen will, gerade für Südtirol anführen.

Die Geschichtsschreibung, die sich mit diesem Land befaßt bzw. befaßt, war (ist) hauptsächlich damit beschäftigt, Feindbilder zu schaffen, Grenzen zu ziehen, schwarz und weiß fein säuberlich zu trennen. Deshalb verwundert es wenig, daß bis jetzt keine brauchbare Wirtschafts-, Sozial- oder Alltagsgeschichte Südtirols zustande gekommen ist.

Das Insistieren auf „politische Geschichte“ (von der obenerwähnten Heimatkunde abgesehen, die mit anderen Methoden – wohl ein etwas hoch gegriffenes Wort – zu ähnlichen Ergebnissen kommt) ist kein Zufall. Sie kommt den Grenzherrn sehr entgegen. Sie schafft Freunde und Feinde, Sieger und Besiegte, das genügt.

Dies hier soll keinesfalls als Plädoyer für mehr Objektivität in der Geschichtsschreibung aufgefaßt werden. (Dieses hat bekanntlich spätestens Max Weber abgeschafft.) Es soll vielmehr die Hilflosigkeit aufgezeigt werden, der all jene ausgesetzt sind, die mit denselben Methoden, denselben Quellen ein Bild unter anderem Verzeichen schaffen wollen. Aus Feinden werden Freunde, aus Freunden Feinde.

Die Begriffe nehmen aber keine Gestalt an.

Das Ziel dieser „neuen Geschichte“ ist sicher nicht eine allgemeine Umarmung, im Gegenteil.

Durch einen neuen Blickwinkel, durch die Einführung einer neuen Kategorie, die der Subjektivität, (nicht zu verwechseln mit der Huldigung, die der Historismus dem ‚genialen Individuum‘ entgegengebracht hat) sollten Gruppen so etwas wie Geschichtsbewußtsein (Identität) entwickeln, deren Geschichte bisher tunlichst verschwiegen wurde und die vielleicht nicht einmal wissen, daß ihre Geschichte eben diesen Namen verdient. Tot geschwiegen und vergessen. Und durch dieses Hintertürl wäre das „Kollektive“ wieder hereingeschust.

Gespräch mit Alfons Benedikter

## Man muß sich zur Wehr setzen

von Heinrich Zoderer und Benedikt Sauer

Skolast: Momentan stehen wichtige Durchführungsbestimmungen, vor allem die Verwendung der deutschen Sprache vor Gericht, bei der Staatsverwaltung und bei der Polizei, über Finanzen und über Telekommunikation und Transport noch aus. Der Staat hat bisher Zugeständnisse über das Paket hinaus gemacht, in letzter Zeit scheint er aber restriktive Haltungen zu zeigen. Andererseits sieht es so aus, als ob die SVP die Verhandlungen über das Paket noch länger hinauszuziehen möchte, um sich nicht die Hände binden zu lassen. Stimmt der Eindruck und kann diese Taktik des Hinauszögerns den Südtirolern wirklich Vorteile bringen?

A. BENEDIKTER: Ich bin der Ansicht, daß es keine Politik wäre, den sog. permanenten Konflikt zu planen. Es hat sich bisher in 12 Jahren, also seit Inkrafttreten des neuen Autonomiestatutes, gezeigt, daß die italienische Regierung bereit ist, autonomiegerechte Durchführungsbestimmungen zu erlassen, doch nicht auf einmal, denn eigentlich hätten die Durchführungsbestimmungen innerhalb 2 Jahren nach Inkrafttreten des Autonomiestatutes erlassen werden müssen, jetzt sind es 12 Jahre. Man kann sagen — daß die wesentlichen Durchführungsbestimmungen über den Proporz, welche Ende 1976 erlassen worden sind, 30 Jahre nach Abschluß des Pariser Vertrages, wo der Proporz vorgesehen war, daß diese Durchführungsbestimmungen einwandfrei, dem Pariser Vertrag und dem einschlägigen Bestimmungen des Autonomiestatutes entsprechen, allerdings noch lange nicht durchgeführt sind. Es ist ja vorgesehen, daß sie bis zum Jahre 2002, also 30 Jahre nach Inkrafttreten des Autonomiestatutes im Jänner '72, durchgeführt sein sollen, d.h. daß dann der Proporz hergestellt sein wird. Diese Durchführungsbestimmungen haben einige Italiener in Südtirol erschreckt, denn sie haben nicht mehr daran geglaubt, daß es eine italienische Regierung gibt, die tatsächlich Ernst macht, und seitdem besteht der Druck der Italiener von allen Parteien, die das Paket bejaht haben, ganz abgesehen von den Neofaschisten, nicht mehr so schnell unseren Forderungen nachzugeben, und darauf ist sicher zurückzuführen, daß der Erlaß der Durchführungsbestimmungen über die Gleichstellung der deutschen Sprache im öffentlichen Leben (Gericht, Polizei) verzögert wird, denn über den Inhalt der Durchführungsbestimmungen haben wir uns Mitte Juni 1983 geeinigt, zufriedenstellend, indem unsere Forderungen, die aus dem Autonomiestatut Art. 99 und Art. 100 ableitbar sind, angenommen wurden, jedoch weder von der damals noch im Amt befindlichen Regierung Fanfani, noch von der Regierung Craxi bis heute erlassen worden sind.

Der Gedanke ist vielleicht nicht zu Ende geführt. Es ist auf diesen verstärkten Widerstand der Italiener zurückzuführen, daß die Römische Regierung zögert, diese zweitwichtigsten Durchführungsbestimmungen nach dem Proporz herauszubringen. Man muß also feststellen, daß wenn man den Proporz und die Gleichstellung der Sprache als die wesentlichen ansieht, diese wesentlichen Durchführungsbestimmungen noch fehlen bzw. noch nicht de facto durchgeführt sind.

Skolast: Sie glauben also, daß das Paket nicht grundsätzlich gescheitert ist, sondern die Fehler und das flüssige Weitergehen momentan bei der italienischen Regierung liegt. Ich hätte nun eine Frage zum Nachpaket. Wenn die Durchführungsbestim-



mungen abgeschlossen sind, wie soll es dann weitergehen? Gibt es eine weitere Kommission, wenn sich, wie z.B. 1972 der damalige Landesjugendstellvertreter Werner Frick gemeint hat, die Bedürfnisse ändern oder die staatlichen Gesetze sich ändern? Oder gibt es grundsätzlich neue Lösungsvorschläge? Glauben Sie also, daß es in der Form weitergeht oder daß, wie Frick meint, der Landtag befugt werden sollte, Vorschläge für die Durchführungsbestimmungen zu erlassen (oder deren Änderungen)? Denn es wurde doch vielfach kritisiert, daß die Sechserkommission und die ganzen Kommissionen hinter verschlossenen Türen von wenigen Personen, also ohne große öffentliche Diskussion durchgeführt werden. Oder gibt es überhaupt ein drittes Autonomiestatut mit ganz neuen Forderungen?

BENEDIKTER: Um konkret zu bleiben: ich bin jede Woche 2 Tage in Rom im Zusammenhang mit der Kommission für die Durchführungsbestimmungen, Finanz- und anderen Verhandlungen zwischen Provinz und Staat. Und derzeit wächst die autonomiefeindliche Stimmung. Dazu kommt, was uns besonders betrifft, daß die Ansicht vorherrscht, man habe uns schon zu viel gegeben, zu gut behandelt, und daher eher etwas genommen statt noch dazu gegeben werden soll.

Das sage ich aus persönlicher Erfahrung. Und wenn nicht das Autonomiestatut als Verfassungsgesetz, und die Garantie des Pariser Vertrages da wären, würden wir das noch viel stärker zu spüren bekommen als es schon der Fall ist. Sozusagen, es gibt heute unter den Parteien, die das Paket unterzeichnet haben, starke Strömungen, die auf eine Reduzierung hinauslaufen dessen, was im Paket, im neuen Autonomiestatut grundsätzlich gewährt worden ist. Die anderen Sonderautonomien, also Sizilien, Sardinien, Aostatal, Friul-Julisch-Venetien, die Autono-

mistatute haben, welche mit Verfassungsgesetz gegeben worden sind, nicht wie die sog. Normalregionen, für welche in der Verfassung die Bestimmungen enthalten sind, und dann wird mit einfachen Gesetzen die Autonomie entwickelt, haben auch solche paritätischen Kommissionen für die Durchführung, haben sie seit eh und je, und diese Autonomiestatuten reichen zurück auf 1948, für Triest auf 1963. Und diese Kommissionen sind immer wieder erneuert worden, bestehen ins Unendliche, warum? Z.B. müssen neue Bestimmungen erlassen werden für Sardinien, Sizilien usw., weil im Jahr 1875 und 1976 den Normalregionen mit einfachen Staatsgesetz Befugnisse gegeben worden sind, die die „Spezialregionen“, welche eine größere Autonomie haben sollten, gar nicht haben. Es braucht neue Durchführungsbestimmungen, wenn Reformen eingeführt werden, z.B. die Sanitätsreform. So steht im Sanitätsreformgesetz eigens geschrieben, daß die Sanitätsreform in den „Spezialregionen“ (mit Spezialstatut) an ihre verfassungsrechtliche Lage angepaßt werden soll. Diese Kommissionen sind beratende Kommissionen für die Regierung. Diesbezüglich ist im Verfassungsgesetz eine Ermächtigung an die Zentralregierung enthalten, um die Übertragung der Befugnisse durchzuführen, wie sie im Verfassungsgesetz grundsätzlich vorgesehen sind. Die Zentralregierung hat die Ermächtigung, mittels Gesetzdekret die Befugnisse der „Spezialregionen“ zu erweitern oder an Reformgesetze anzupassen. Die paritätische Kommission ist das einzige Organ, in dem die Autonomievertreter paritätisch mit den Staatsvertretern verhandeln, so daß in so einer Kommission nie etwas beschlossen werden sollte, was nicht eine Durchführung der Autonomie darstellt, denn die Autonomievertreter sollten ja gegen alles sein, was nicht Durchführung ist. Insofern müssen wir froh sein, daß es solche Kommissionen gibt, und selbstverständlich verlangen wir auch von unserer Kommission, daß sie die Aufgabe der Beratung gut erfüllt, und vor allem anderen, daß sie gleich lang dauere wie die anderen Kommissionen. Denn im Paket ist, sollte diese paritätische Kommission einmal verschwinden, schon eine Achterkommission beim Ministerrat vorgesehen, mit vier deutschsprachigen Südtirolern und einem Ladiner, aber dieses Organ hat verfassungsrechtlich keinerlei Wirkung.

Skolast: Heißt das dann, daß nur diejenigen Durchführungsbestimmungen, die bereits erlassen worden sind, der Zeit angepaßt werden?

BENEDIKTER: Wenn die paritätische Kommission so wie für andere Regionen mit Spezialstatut bleibt, und Vorschläge an die Regierung macht für neue Durchführungsbestimmungen oder für Änderungen der alten, dann ist die Regierung verpflichtet, diese Durchführungsbestimmungen zu behandeln. Die Südtiroler wirken dabei mit; dieses Gesetz muß nicht durch das Parlament. Wenn die Durchführungsbestimmungen vom Parlament genehmigt werden müßten, würde es bei der derzeitigen antiautonomistischen Stimmung zu einer Abschwächung der Schutzbestimmungen oder der Autonomie kommen, statt zu deren Fortentwicklung, etwa im Sinne der Ausdehnung auf Befugnisse, die nur Sizilien hat (Steuerhoheit über fast alle Steuern, Verantwortung für die öffentliche Ordnung, mittelbare Staatsverwaltung wie in Österreich: nämlich auch dort, wo der Bund für die Gesetzgebung zuständig ist, die Vollziehung meistens dem Landeshauptmann und der Bezirksverwaltungsbehörde, anvertraut ist. Bei uns ist das nicht der Fall.

Skolast: Wäre es nicht von Interesse für die Südtiroler, daß die Vorschläge, die von Südtirolern kommen, in breiter Südtiroler Öffentlichkeit diskutiert werden, wie z.B. der Landesgesundheitsplan oder Gesundheitsplan, der von verschiedenen Parteien und Gremien zuerst diskutiert worden ist und dann vom Landtag verabschiedet worden ist.

BENEDIKTER: Man geht davon aus, daß die Autonomievertreter vom Landtag bzw. vom Regionalrat gewählt sind, also Vertrauensleute der im Landtag oder Regionalrat maßgeblichen Parteien sind. Der Rechtsstandpunkt ist der, daß diese

Vertreter schon dem Landtag oder Regionalrat insgesamt verantwortlich sind, sie können vom Landtag oder Regionalrat abberufen werden, aber sie sind nicht für jedes Detail verantwortlich, sie berichten periodisch dem Landtag und es wird darüber debattiert. Was in Rom vorgeschlagen wird, wird in jeder einzelnen Partei diskutiert. Verfassungsrechtlich wird das, was der Ministerrat befugt ist zu erlassen, nicht zuerst im Parlament behandelt, eben weil die Regierung und nicht das Parlament zuständig ist.

Skolast: Noch eine Frage bezüglich des Pakets. Sie waren seinerzeit mit einigen Punkten des Pakets nicht zufrieden: haben sich von heute aus geschen Befürchtungen von damals in Hinblick auf das Verhältnis von Zentralstaat und Minderheiten in diesen 12 Jahren Verhandlungen bewahrheitet oder wo reicht das Paket Ihrer Meinung nach zur Sicherung der deutschen und ladinischen Minderheit nicht aus?

BENEDIKTER: Der Proporz gilt nicht für alle Staatsstellen: die Polizei ist z.B. nicht im Proporz einbezogen; Dinge, die Sizilien hat, haben wir nicht, wie Zuständigkeit für die öffentliche Ordnung, Steuerhoheit ... Auch Aosta hat eine delegierte Verantwortung für die öffentliche Ordnung. Sizilien hat die mittelbare Staatsverwaltung für alle staatlichen Angelegenheiten. Überdies: der Verfassungsgerichtshof ist in seiner Rechtsprechung auch bezüglich der primären Gesetzgebung (also derjenigen, die nicht an die Grundsätze der Staatsgesetze gebunden ist) zum Schluß gelangt, daß Spezialregionen, auch Südtirol, der Weisungsgewalt der Zentralregierung hinsichtlich ihrer Verwaltungstätigkeit unterworfen sind, so daß die Zentralregierung Weisungen erteilen kann, wie wir uns in der Verwaltung verhalten sollen, um die nationalen Interessen zu wahren; sie kann Weisung erteilen, daß etwas nicht beschlossen werden darf, weil es den nationalen Interessen widerspricht, auch wenn es den Landesgesetzen entspricht. Und auf unseren Einwand, daß durch diese Rechtsprechung der Pariser Vertrag verletzt werde, haben sie erwidert: Wenn diese Minderung der Autonomie ganz Italien betrifft, also alle Spezialregionen und die Normalregionen, dann wird der Pariser Vertrag nicht verletzt.

Skolast: Momentan sind bei den derzeit ausgeschriebenen Staatsstellen 88% der deutschen Volksgruppe vorbehalten. Bei den Italienern kann in keiner Weise von einer Unterstützung geredet werden, daß die Arbeitslosigkeit bei den Italienern würde. Die Beschäftigungsmöglichkeiten sind für die italienische Sprachgruppe reduziert, so wird von italienischer Seite argumentiert. Dies könnte Spannungen im Land sowie auch Spannungen zwischen Südtirol und Rom bewirken.

BENEDIKTER: Es ist zaviel vereinfacht. Das ursprüngliche Zypernmodell bestand ja im Proporz, wobei dieser Proporz zum Teil unverhältnismäßig war zugunsten der Türken. Es sind der Minderheit unverhältnismäßige Zugeständnisse gemacht worden, und das hat die Griechen verleitet, dieses zwischen England, Griechenland und der Türkei ausgehandelte Statut nicht einzuhalten, es zu suspendieren, so daß sich die Türken bedroht gefühlt haben. Wenn das Statut eingehalten worden wäre, wäre es nicht so weit gekommen. Zurück zu Südtirol: Ein Südtiroler Abgeordneter, der weniger als rund 2,5% der deutschen Parteien abgegebenen Stimmen vertritt, ist der Meinung, daß man den Proporz abschaffen soll, weil er diskriminierend wirke. Wenn man etwas erfinden möchte, was die Apartheid im Keim ersticken sollte, dann müßte man in Südafrika den Proporz anwenden. Dazu kommt, daß sich jeder Bürger frei entscheiden kann, zu welcher Sprachgruppe er zählt. Bei der letzten Volkszählung ist die Zahl der Italiener von 33% auf 29,4% zurückgegangen, wobei man annimmt, daß sich einige Tausend Italiener als deutschsprachig erklärt haben. Aber angenommen, es käme umgekehrt, dann müßten die Stellen gemäß diesem neuen Proporz verteilt werden.

Skolast: Eine Frage zum Zusammenleben der ethnischen Volksgruppen: Sie haben einmal ein Zypern-Modell vertreten: gibt es dazu von Ihnen mehrere Überlegungen?

BENEDIKTER: Der Proporz soll gedacht sein für die Wiedergutmachung des faschistischen Unrechts. Die deutschen Staatsangestellten in Südtirol sind im Laufe der 2. Hälfte der zwanziger Jahre entweder entlassen worden oder sie hatten die Wahl, nach Italien versetzt zu werden. Bei Kriegsende waren 95% der Staatsstellen von Italienern besetzt. Um den Proporz herzustellen, hätte man 60% aller Italiener nach Italien versetzen müssen. Es ist bis jetzt kein Italiener deswegen versetzt worden, nach und nach gehen sie in Pension, und nach und nach werden diese Stellen von Südtirolern besetzt, bis letztere zusammen mit den Ladinern ihre 70% erreicht haben. Damit der Proporz im Jahre 2.002 erreicht werden kann, müssen mehr Deutschsprachige angestellt werden, als es träfe, um nach Erreichen des Proporztes freiwerdende Stellen proporzmäßig zu besetzen.

Skolast: Es wird niemand leugnen, daß es ein faschistisches Unrecht gegeben hat, aber das Problem ist heute die Tatsache, daß eine andere Generation da ist. Es gibt im Land viele Spannungen, die teilweise auch vom Proporz verursacht werden. In Südtirol wird nämlich streng nach Proporz gerechnet und nicht nach Bedarf. Z.B. steht im Art. 15 des Autonomiestatuts, daß auch der Bedarf berücksichtigt werden soll und im Koalitionsabkommen der neuen Regierung steht, daß man 1985 ein Gesetz herausgeben wird, das nicht nur den Proporz berücksichtigen wird, sondern auch den Bedarf. Und ich glaube, daß dies ein Schritt zum Abbau des Proporzdenkens ist.

BENEDIKTER: Wenn das faschistische Unrecht nicht wieder gutgemacht werden soll, weil Spannungen zwischen Deutschen und Italienern entstehen, dann sind wir anderer Ansicht. Die Südtiroler haben erreicht, daß dieses Unrecht nach und nach wieder gut gemacht wird; wenn die heutige Jugend das gar nicht haben will, also einverstanden ist, daß die Italiener 80% der öffentlichen Wohnungen besetzen, dann erübrigt sich eine Aussprache. Bei den Wohnungen ist es genau so wie bei den Staatsstellen. In Südtirol wollte der Faschismus eine italienische Mehrheit schaffen und Mussolini kam zur Erkenntnis, daß diese Mehrheit nur geschaffen werden kann, indem man Italiener heraufpumpt. In erster Linie – so Mussolini in amtlichen Weisungen – müsse angestrebt werden, eine italienische Mehrheit in Bozen zu schaffen. Und wie wird diese Mehrheit geschaffen? Indem man die deutschen Staats- und Gemeindegestellten entläßt und durch italienische ersetzt und indem eine Industriezone geschaffen wird, deren Arbeitsplätze nur durch Italiener aus dem Süden besetzt werden. Das ist auch geschehen; diese Arbeiter brauchen natürlich auch Wohnungen, und da sind zwischen 1935 und 1943 3.100 Volkswohnungen gebaut worden, davon 2.500 in Bozen, und in diese Wohnungen sind nur Arbeiter hineingekommen, die als Belegschaft der Industriezone heraufgeholt worden sind. In der Nachkriegszeit bis 1959 hat der Staat in Südtirol 5.500 Wohnungen gebaut, und in diese Wohnungen sind 95% Italiener hineingekommen, obwohl die autonome Provinz seit 1948 zuständig gewesen wäre zu entscheiden, wo und wieviel und für wen gebaut werden soll.

Skolast: Soll heute jemand, der 20 oder 25 Jahre alt ist, für die Fehler, die damals begangen worden sind, die Folgen tragen. Das ist die Grundfrage.

BENEDIKTER: Dann gäbe es nie eine Wiedergutmachung eines begangenen Unrechts.

Skolast: Ist es dann richtig, daß die 20/25jährigen die Folgen tragen?

BENEDIKTER: Das ist keine Frage des Unrechts. Dann behaupten Sie, daß der Proporz ein Unrecht ist. Dann behaupten Sie dasselbe wie Langer.

Skolast: Es ist sicher so, daß die Deutschsprachigen mehr Stellen bekommen als vom Bedarf her notwendig ist.

BENEDIKTER: Das stimmt ja gar nicht.

Skolast: Das ist ja die Wiedergutmachungsstrategie.

BENEDIKTER: Proporz heißt, daß 70% der Stellen durch deutsch- und ladinischsprachige besetzt werden sollen in absehbarer Zeit, also bis 2.002, und dann selbstverständlich soll der Proporz weitergehen, also der erreichte Stand beibehalten werden. Wenn das ein Unrecht ist, dann laßt mich in Ruh und geht zum Langer. Die Wohnungen werden nach Proporz und auch nach sozialer Bedürftigkeit vergeben. Nur hat es sich erwiesen, daß die Deutschen 1971 im Verhältnis viel mehr unhygienische Wohnungen gehabt haben als die Italiener. Wenn man das berücksichtigt hätte, dann wären den Südtirolern (Deutschen und Ladinern) statt 66,6% – 69,6% der Wohnungen zugestanden als gemäß zahlenmäßigem Verhältnis. Auf das haben wir aber nicht bestanden.

Skolast: Eine Frage zur möglichen Selbstbestimmungsforderung: Im Heimatbund ist dieser Punkt wieder aktueller geworden bei den letzten Landtagswahlen. Von einem Heimatbundvertreter sind Sie zitiert worden mit den „Worten“: Die Durchführung des Selbstbestimmungsrechts wäre im Prinzip möglich, und Magnago sagt im Volksboten: „Wenn sich eine reelle Chance für das Selbstbestimmungsrecht bieten sollte, dann hätte die SVP die Pflicht, eine Initiative auch auf Hinblick auf eine Grenzänderung zu ergreifen.“ Was wäre für Sie eine sogenannte reelle Chance?

BENEDIKTER: Das was ich sage, kommt in der Resolution der Landesversammlung der SVP vom 13. Dezember 1983 zum Ausdruck, und der Parteivorsitzmann Magnago hat es ausführlicher gesagt, nämlich auch wir berufen uns auf die Menschenrechtspakte der Vereinten Nationen, die 1978 in Kraft getreten sind, Art. 1, der besagt, daß alle Völker das Recht auf Selbstbestimmung haben. Es ist nichts Neues, daß wir uns darauf berufen. Daß wir einfach sagen können, wir wollen zurück zu Österreich oder gar einen eigenen Staat bilden, geht natürlich nicht. Aber wenn die große Mehrheit der Südtiroler zum Schluß kommen sollte, daß es so nicht weiter gehen kann, daß innenpolitisch alle Möglichkeiten erschöpft sind, um die Einhaltung des Pariser Vertrages einschließlich Paket zu sichern, dann wäre der Zeitpunkt zur Kursänderung gekommen. 1956 ist man zum Schluß gekommen, daß ohne Los von Trient politisch kein Fortschritt erzielt werden könne, es wurde eine Kursänderung vorgenommen, ohne vorher zu wissen, wie es ausgehen würde.

Skolast: Würde sich die Lage auch innerhalb der Partei verschlechtern, wenn sich verstärkt Tendenzen bilden mit Forderungen, daß man das Problem des Selbstbestimmungsrechts stärker diskutiert?

BENEDIKTER: Man muß sich zur Wehr setzen.

Wenn die italienische Regierung glaubt, grundsätzlich Vereinbartes nicht durchführen zu müssen, dann müßte international wieder ein Mechanismus in Gang gebracht werden, der besser gewährleistet, daß Vereinbartes durchgeführt wird, anders als es bisher der Fall war.

Skolast: Jetzt zu lokalbezogenen Problemen: Die neue Landesregierung hat im Koalitionsabkommen und auch im Bericht von LH Magnago gesagt, daß die wichtigsten lokalen Aufgaben die Wohnungen und der Arbeitsmarkt sind: eine investitionsintensivere Arbeit, und dafür ist ein Programm auszuarbeiten. In Südtirol stehen 18.000 leere Wohnungen, dann die Einführung der Meldepflicht, das ist ein weiterer, im Koalitionsabkommen ausgedrückter Wunsch. Was gibt es für weitere konkrete Vorstellungen bezüglich des geförderten Wohnbaues, die die Landesregierung realisieren möchte?

BENEDIKTER: Man will dem Mittelstand eine geringere Wohnbauhilfe zukommen lassen. Aus der Volkszählung ergibt sich, daß die Hälfte der leeren Wohnungen zur Verfügung ste-

hen, jedoch nicht vermietet werden, weil die Mietgesetzgebung nicht marktgerecht ist, eher werden sie verkauft. Wir wollen die Minderbemittelten in die Lage versetzen, diese Wohnungen zu kaufen. Die Provinz Trient gibt für Wohnbauförderung 1984 116 Milliarden aus, wir rund 190 Milliarden. Im Verhältnis zu Gesamtitalien sind wir 0,76% der Bevölkerung, für Wohnbauförderung geben wir jedoch 2% dessen aus, was der italienische Staat für das gesamte übrige Italien ausgibt.

Skolast: Es steht weiters im Koalitionsabkommen drinnen, daß man mehr Freiraum für unternehmerische Tätigkeit schaffen will und daß man einen Gesetzentwurf machen will für Produktionsbetriebe und Betriebe mit hochentwickelten Technologien, wahrscheinlich also ausländische Betriebe. Es ist aber die Subvention ein großes Problem. Was heißt „freier Raum“, und wie wird die Subventionspolitik betrieben?

BENEDIKTER: Wir wollen nicht in die Regeln der freien Marktwirtschaft eingreifen. Nun ist es so: Damit sich Industriebetriebe außer der Stadt ansiedeln können, muß in der nur 10% der Landesfläche ausmachender Talböden wertvoller Kulturgrund enteignet werden. Wenn ein Betrieb eine Fläche zugewiesen erhält, muß er lediglich die Zweckbestimmung der Fläche einhalten. Steht der Betrieb 2 Jahre still, kann das Land neuerdings zum Marktpreis enteignen, um einen anderen Betrieb einzuweisen. Der Besitzer kann aber auch seinen Betrieb selber verkaufen unter der Bedingung, daß der Bewerber den Betrieb weiterführt, auch wenn er etwas anderes erzeugen will.

Skolast: Zum Genossenschaftswesen. Im Koalitionsabkommen heißt es, daß die Landesregierung daran denkt, nicht nur Einzelpersonen zu subventionieren, sondern vor allem auch das Genossenschaftswesen.

BENEDIKTER: Genossenschaften von Arbeitnehmern, die den Betrieb übernehmen, möchten wir unterstützen, jedoch gibt es bisher keinen solchen Fall in Südtirol.

Skolast: Zu Problemen des Umweltschutzes: Gibt es Neuigkeiten zu den Stichworten Kläranlagen, Müllentsorgung, Luftreinhaltung?

BENEDIKTER: Es gibt fertige Projekte, die bisher nicht verwirklicht worden sind, weil immer wieder Widerstände gegen den Standort der Kläranlagen oder Mülldeponien entstehen. Jetzt will man Ernst machen. Man braucht für diese Projekte 300 Milliarden in 5 Jahren, also 60 Milliarden im Jahr und man will dieses Programm jetzt wirklich durchführen, die Mittel hierzu sind vorhanden.

Skolast: Persönliche Frage. Was sagen Sie zur Partei intern? Wie sehen Sie die Entwicklung in der Partei bezüglich der intern sich gebildeten Strömungen und was können Sie zum Parteiobmann Magnago sagen?

BENEDIKTER: Richtungen hat es immer gegeben, derzeit stehen die Arbeitnehmer im Vordergrund. Es wäre verhängnisvoll, wenn sich die Partei in Verbände aufspalten würde, wenn nur mehr die Verbände das Sagen hätten, wenn sich die Sammlungspartei in eine Ständepartei verwandeln sollte. Dann wäre es um das Durchsetzungsvermögen der 0,5% gegenüber dem italienischen Nationalstaat geschehen.

Skolast: Die Hochschulpolitik ist sehr aktuell. Das Supplementenproblem ist ein sehr großes Problem. In letzter Zeit gibt es einige gewerkschaftliche Kräfte innerhalb der SVP, die sich für eine gezielt abgegrenzte Hochschuleinrichtung ausgesprochen haben. Ist es möglich, daß in den nächsten Jahren ein Überdenken von Hypothesen bezüglich Hochschuleinrichtungen stattfindet?

BENEDIKTER: Eine Hochschule in Südtirol wird unabweichlich zum Werkzeug der Assimilierung. Außerdem tut es gut, wenn auch die Südtiroler Studenten über den Südtiroler Horizont hinausschmecken.

Skolast: Von Universität im Sinne einer Voll-Universität spricht so und so keiner mehr, sondern von Hochschuleinrichtungen. Falls Kindergärtnerinnen und Volksschullehrer eine universitäre Ausbildung machen müssen, das ist momentan sehr aktuell; aber in Österreich kann man das nicht machen, weil ganz andere Lehrpläne sind, und in Italien auch nicht wegen der Sprache.

BENEDIKTER: Es müssen in Innsbruck Ausbildungsmöglichkeiten geschaffen werden, die unseren Bedürfnissen entsprechen, wo auch das Italienische gepflegt werden kann. Wir werden das bewerkstelligen.

Skolast: Heutz, 1984, gäbe es, neben dem sogenannten Gedenkjahr 1809/1984 noch weitere Möglichkeiten für geschichtliche Jubiläen: 65 Jahre Vertrag von St. Germain, 45 Jahre Option, 15 Jahre Paket. Finden Sie nicht auch, daß die letzten drei historischen Ereignisse in den großen Feierlichkeiten zum Jahr 1809 untergehen?

Zusatzfrage: Welche Werte von 1809 finden Sie heute noch aktuell?

BENEDIKTER: Der Widerstand gegen die Fremdherrschaft aus eigener Kraft ohne auf das Eingreifen der jeweils interessierten Großmacht zu warten. Allerdings wird die Zeit nach der Annexion durch Italien, die Zeit unter dem Faschismus bis zum Zusammenbruch einschließlich der Option viel zu wenig eingehend behandelt. Die Vereinten Nationen, besonders die UNESCO, haben das Recht einer Volksgruppe anders zu sein, eine eigene Identität zu bewahren, weltweit unterstrichen, sie haben auch unser Recht, Deutsche zu bleiben feierlich zur Kenntnis genommen.

Skolast: Zum Schluß zwei Fragen, die über Südtirol hinausgehen. Die erste zum heutigen Tag, dem 17. Juni. Glauben Sie, daß der nationalstaatliche europäische Ordnungsaufbau eine Aufwertung von kleineren Einheiten, auch in institutionell-rechtlicher Form, auf europäischer Ebene in nächster Zeit einer Europa-Gemeinschaft näher bringen könnte?

BENEDIKTER: Derzeit sehe ich keine großen Anzeichen dafür, wenn dieser dreimal heilige Souveränitätsbegriff nicht abgebaut wird.

Skolast: Zum Problem Frieden. Sie sind am Russischen sprachlich interessiert. Sie sind sicher dafür, daß es kulturell einen Austausch im Sinn von europäischer Jugend und russischer Kultur oder was auch immer gibt. Können Sie dafür Wege erkennen, auch politisch, die die jetzige verfahrenere Situation lockern könnten, Wege, die über Jalta hinausgehen?

BENEDIKTER: Die Russen sind die gleichen Europäer wie wir es sind, sie sind durch den Kommunismus mehr verwestlicht als sie es vor der Revolution waren. Durch einen Atomschlag- abtausch mit den Amerikanern würden sie sich selber zusammen mit den anderen Europäern als Träger des Vielvölkerreiches bis in den Fernen Osten, wie er bis 1941 bestanden hat, dezimieren. Ich glaube nicht, daß sie dieses Risiko eingehen, was allerdings für mich nicht bedeutet, daß das freie Rumpfeuropa sich ihnen unterwerfen soll.

## Nix im Bauch

Eine Rubrik zu Fragen der Ernährung

„Der Chauffeur packte mich am Arm und schleppte mich ins nächste pub. Dort tranken wir drei Guinness.“

Gerhard Riedmann

„Schöpf neue Kraft aus Muscheln und Ginster.  
Die Zeit des Bösen bleibt befristet.“

Kuno Seyr

Die Hohe Literatur sublimiert bisweilen die niederen Triebregungen, welche allein dem Augenblick und dem Lustprinzip unterworfen sind, dem chaotisch-oralen 'Hineinstopfen', sie ist nämlich vorzüglich darauf bedacht, den Akt des Sich-Ernährens mit Libido zu besetzen, sie schmiedet gewagte Metaphern, die dem Gaumen im Olymp kitzeln: **Muscheln und Ginster und drei Flaschen 'Guinness'**, Nektar und Ambrosia, Flieder und Stachelbeeren, Wildschwein und Joghurt geheizt, so könnte man in etwas salopp-kühner Manier die Tradition fortsetzen. So ist uns die Hohe Minne dann auch Rückhalt, wenn wir uns den geistigen Werten der Verse ab- und den Nahrungs- und Konsumgütern zuwenden; sie schärft unseren Blick für das wahre Produkt, welches 'paradiesische Frische' (ein Fruchtsaft) suggeriert, oder uns 'braun macht, ohne dabei rot zu werden' (ein Sonnenschutzmittel), oder gar mit der Zweideutigkeit kokettiert: 'Ohne Brot, keine Erbkultur'.

Nie und nimmer wird an Pathos gespart, unser Gaumen hängt am psychologischen Strang der Erkenntnis, a) halb Kopf, b)



halb Bauch, muß er eben doppelt motiviert werden. Das Essen bei Mc Donalds ist, offiziell:

- a) innerhalb weniger Minuten auf unserem Tisch, kostet extrem wenig
- b) füllt den Bauch im Nu und ist leicht verdaulich, locker, leicht, saftig; 'iß dich frei', 'komm in die Mc Donalds Familie'.

So möchte ich mich jetzt (13 Uhr 30) auf meinen 'Speck mit Schwarzbrot' stürzen und euch guten Appetit zu den folgenden Artikeln wünschen.

Wolfgang Maier

## Hamburger, Cheesburger, Big Mac

oder wie einem die Lust am Fleischessen vergeht.

Justine Gruber

„Das Schönste an Tokio ist McDonald's,  
das Schönste an Stockholm ist  
McDonald's.  
Peking und Moskau haben bis jetzt noch

Peking und Moskau haben bis jetzt noch  
nichts Schönes.“

Andy Warhol.

Daß der Begründer des McDonald-Imperiums heute 500facher Dollar-Millionär ist, verdankt er wohl dem Umstand, daß täglich rund acht Millionen Menschen in 30 Ländern einen Klopp von McDonald's verdrücken.

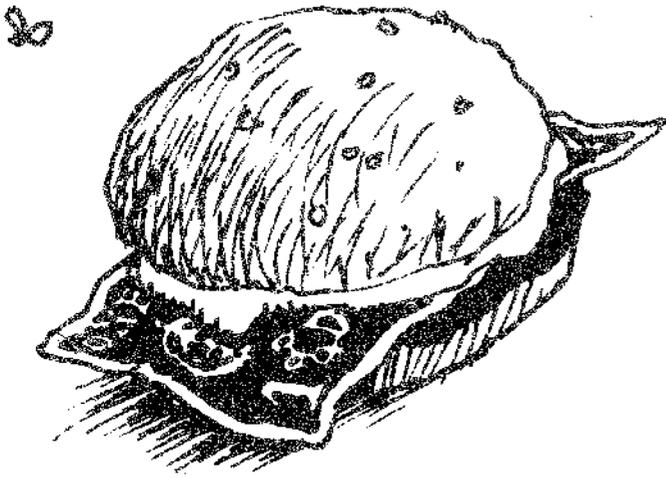
„Die anderen umbringen, bevor sie mich umbringen“, mit diesem Grundsatz amerikanischer Überlebentechnik startete Ray

Kroc 1960 sein Geschäft, nachdem er den Brüdern McDonald, die schon seit Jahren an einer Überlandstraße in Kalifornien genormte Brötchen mit genormten Hackbraten plus Standard-sauce zum Standardpreis verkauften, deren Idee und Namen gegen bares Geld abgeworben hatte.

Daß jedoch der Hamburger, den einst deutsche Seelute in Amerika bekanntgemacht hatten, zum Symbol einer Weltanschauung wurde, ist wohl Krocs alleiniges Verdienst.

Wie die Pilze schossen in kürzester Zeit 6500 Bulcetten-Filialen über die ganze Erdkugel verteilt aus dem Boden. Schließlich hat McDonald ja eine große Aufgabe an unserer Gesellschaft zu erfüllen, wie es in dem verheißungsvollen Schluß einer Werbeanzeige heißt: „Alles das tun wir, weil wir glauben, daß McDonald als Mitglied dieser Gesellschaft eine Verpflichtung gegenüber der Gemeinschaft hat. Deshalb tun wir auch viel für diese Gemeinschaft.“

Dieser Gemeinschaft zuliebe gibt sich McDonald „alternativ“,



und bietet „eine Ergänzung zur normalen gesunden Kost“ an. Und dazu argumentiert der Lebensmittelchemiker Jorgen Hojmark Jensen: „Die Qualität des Fleisches, das für die Hamburger verwendet wird, ist besser als etwa das der tiefgekühlten Fertigbuletten aus dem Supermarkt.“

Das Fleisch ist tatsächlich sehr mager, enthält höchstens 20% Fett. Solange man einen Salat oder einen Apfel dazu isst, würde man tatsächlich gesunde Durchschnittsnahrung zu sich nehmen; bloß bietet McDonald dergleichen nicht an, wohl aber kalorienreiche Milchshakes (allein ein Becher Milchshake enthält 22% Zucker) und Pommes Frites.

Weiters rühmen sich die Fast-Food-Geschäfte der Verwendung umweltfreundlichen Recycling-Papiers, und umweltfreundlich sind auch die Verpackungen aus Polystyrol. McDonald belastet die Umwelt nicht mit chemischen Reinigungsmitteln, weil es weder Geschirr noch Besteck zum Spülen gibt. Daß aber all dieses nicht so leicht abbaubare Verpackungsmaterial dazu beiträgt, unsere Müllhalden noch weiter zu vergrößern, das wird nicht erwähnt.

Die Liste der Wohltätigkeiten, die Mr. Krocs Konzern der Menschheit erweist, geht noch weiter:

McDonald gibt sich als Helfer der Mütter, Studenten und Hausfrauen und nutzt ihre Situation auf dem Arbeitsmarkt aus. Verdient wird nicht viel, umgerechnet so um die 5.000 Lire die Stunde, doch die sind steuerfrei, Urlaubsgeld und Krankenversicherung gibt es für die Jobber nicht, dafür können sie selbst bestimmen, wann und wie lange sie arbeiten wollen. Dementsprechend machen die Personalkosten 20% des Umsatzes aus (im Gaststättengewerbe lieben sie normalerweise doppelt so hoch).

Sozial und mildtätig will die Schnellimbibskette durch die „Mitfinanzierung einer Reihe von wissenschaftlich-medizinischen Projekten im Kampf gegen die tödliche Krankheit des Muskelschwunds“ wirken, oder durch andere karitative Aktionen wie Spieldecken für die lieben Kleinen, Probekochen mit Waisenkindern oder Kinderkrankenhaus-Tourneen des Firmencloowns Ronald McDonald, der wohl eher die Funktion eines Rattenfängers durch die Lande zieht, denn Eßgewohnheiten werden zweifellos bereits in frühester Kindheit geprägt. Sicher lehrt man auch darüber in eigenen Seminaren an den Burger-Universitäten.

... essen bis das Blut zu Ketchup wird

„Einen Hamburger zuzubereiten und zu servieren ist eine Wissenschaft“, doziert man auf den Hamburger-Universitäten. Dabei ist es wohl eher ein Wunder der Technik. Die gefrorenen

Hackfladen werden automatisch gebraten und beim Summtongewendet, per Hand mit Mayonnaise und Ketchup und, je nach Typ, mit Gurken und Salatschnippeln zwischen ein geformtes Brötchen gequetscht. Das Personal – Griller, Kassierer, Garnierer, Raumpfleger in einer Person – ist im Handumdrehen angelehrt.

Der angehende Hamburger-Manager lernt auf der McDonald's Uni im Seminar über Teenager-Psychologie: „Vorsicht mit Teenagern. Die können sich negativ auf die Einnahmen auswirken, wenn sie die Erwachsenen vertreiben. Sie sind äußerst laut und unordentlich. Außerdem sind sie ordinär, und so etwas ist bei McDonald nicht erwünscht.“

Vor Jugendlichen wird gewarnt, doch ihr Geld ist willkommen. Ein Drittel des Umsatzes besteht aus ihrem Taschengeld.

Man redet den Leuten ein, Fastfood bedeute, daß die Mahlzeit schnell serviert werde, an schnelles Essen hat dabei niemand gedacht! Ein Platz im Schnellimbib rentiert sich ja nur, wenn er möglichst oft besetzt wird.

Und wie ernst die McDonald-Leute ihre Verpflichtungen der Menschheit gegenüber nehmen, geht klar aus der Aussage eines Managers hervor: „Unser Traumziel ist es, daß die Massen so süchtig werden auf den Klops, daß sie dreimal am Tag nichts anderes essen, bis sich ihr Blut in Ketchup verwandelt hat.“

Aus tiefer Dankbarkeit für all dieses verständnisvolle Tun beschert die Gesellschaft diesem ehrenwerten Mitglied McDonald's einen Umsatz von mehr als viereinhalb Millionen Dollar.

Und dort, wo es um Profit geht, gebärden sich alle Hamburger-Ketten, angeführt von McDonald über Burger King und Kentucky Fried Chicken, weit weniger „alternativ, sozial und mildtätig.“

Wenn es um Mittelamerika geht, hört die Rücksicht und Wohltätigkeit bald auf.

Damit wir uns den Bauch mit Fleischklopsen füllen können, fallen in Südamerika riesige Wälder, weil immer größere Weideflächen für die Kinder benötigt werden.

Von 1975 bis 1979 stieg der Einkaufspreis für amerikanisches Rindfleisch unaufhörlich, von 0,63 Dollar pro Kilo auf mittlerweile 1,55 Dollar. Als die Preise der einheimischen Produzenten nicht mehr zu drücken waren, mußten sich die Konzerne nach billigeren Einkaufsquellen umsehen. Mittelamerika bot sich an und lieferte zum halben Preis. Inzwischen mehr als 100.000 Tonnen pro Jahr. Jeder Amerikaner kann sich weiter mit billigen Buletten füllen, bis die Nähte platzen. Daß sie aber mit jedem Whopper, mit jedem Big Mac ein Stück Regenwald zermalmen, scheinen die wenigsten Hamburger-Fans zu wissen. Seit 1960 wuchsen die Weiden und die Viehherden Mittelamerikas um zwei Drittel an, im gleichen Zeitraum wurden 40% des tropischen Regenwalds vernichtet. Wenn es bei diesem Tempo bleibt, dann steht 1990 kein Urwaldbaum mehr.

In den Ländern Mittelamerikas wird immer weniger Fleisch gegessen. Während sich zum Beispiel in Costa Rica die Fleischproduktion zwischen 1960 und 1970 verdreifachte, sank der Fleischverzehr der Einheimischen auf 12,6 Kilogramm pro Kopf und Jahr. Jede amerikanische Hauskatze vertilgt mehr. Hinzu kommt, daß das Weideland einigen wenigen Großgrundbesitzern gehört. In Guatemala besitzen 2,2% der Bevölkerung 70% der Weideflächen, in Honduras herrscht gar ein einziger: der Konzern United Brands, der vom Bananengeschäft auf Rindfleischproduktion umsatzelte.

Daß die Viehzucht auf tropischem Waldboden äußerst unrentabel ist, kümmert keinen. Ein Jahr nachdem der Wald gerodet oder abgebrannt ist, muß man pro Rind einen Hektar Weidefläche rechnen, fünf bis zehn Jahre später ist der Boden so ausgelaugt, daß fünf bis sieben Hektar nötig sind.

McDonald's Amerika verbrät Rindfleisch aus Costa Rica und Guatemala, ist also mitschuld am Sterben des Regenwalds. Hierzulande preist der Konzern sein Umweltbewußtsein.

## Fleischkonsum und Welthunger

Justine Gruber

Der Fleischkonsum der Italiener betrug 1980 im Durchschnitt 73,8 Lg.

Der Wert für die Entwicklungsländer: rund 3,5 Kilo pro Jahr – täglich neun Gramm.

Nach Angaben der Landwirtschafts- und Ernährungsorganisation der UN beträgt der tägliche Proteinbedarf sieben Gramm, was etwa fünfundzwanzig Gramm Fleisch entspricht.

In durch Getreide-„Veredelung“ produziertem Fleisch steckt dermaßen viel Energie, daß man sich nicht wundern dürfte, wenn einem das Schnitzel vom Teller springen würde. (Wäre es möglich, die für ein 200 Gramm schweres Steak verbrauchte Energie verlustlos freizusetzen, könnte man sich 70 Minuten lang mit Warmwasser aus dem Boiler eindecken.)

Der überhöhte Fleischkonsum der wohlstandsgewöhnten Bürger ist mitschuld an unserem Energiedefizit. Zur Massenaufzucht von Fließbandhühnern, Großseerindern und Industrieschweinen wird größtenteils aufwendig hergestelltes Getreide verwendet.

Vieh kann zwar unter Energiegewinn für Menschen unverdauliche Pflanzen in Fleisch und Milch umwandeln, ist aber als Verwerter von Edelfutter wie Getreide, im Gegensatz zum Menschen, denkbar ungeeignet.

Jede Energieeinheit im Rindfleisch muß mit rund 10 Weizenenergieeinheiten teuer hergestellt werden. Bei der Erzeugung von Hühnerfleisch ist die Relation zwischen Aufwand und Nutzen sogar 12 : 1; elf von zwölf verfertigten Getreidekalorien gehen durch die Umwandlung verloren.<sup>1</sup>

Von ebenso mangelhafter Energieausnutzung zeugt das Verhältnis zwischen investierter und produzierter Energie bei der Produktion von Milch (5 : 1), Eier (4 : 1) und Schweinefleisch (3 : 1).

Von Extremfällen einmal abgesehen – industrieller Rinderintensivmast, bei der rund 80 Kalorien Fremdenergie für eine einzige Fleischenergie verpulvert werden – kostet eine Kalorie tierische Nahrung im Durchschnitt sieben Getreidekalorien.



Wird aus dem Getreide Brot gebacken, beträgt das Verhältnis 1 : 1. Anders ausgedrückt: Vom Getreide, das in Form von Brot 100 Menschen ernähren könnte, können auf dem verlustreichen Umweg über Hühnerfleisch zum Beispiel nur zwölf Menschen leben.

### Getreideverschwendung durch Fleischproduktion

Zur Sättigung der unterernährten Menschen, von denen es Hunderte von Millionen gibt, tragen die Almosen der Wohlstandsbürger nicht bei. Ganz im Gegenteil: Die Versorgungsgüter der Wohlstandsbürger bedarf zu ihrem Gelingen großer Mengen von Grundnahrungsmitteln aus den Dritte-Welt-Ländern. Die Prellkast und die Mißwirtschaft der einen verschlimmert den Hunger der anderen. Mit dem importierten Viehfutter, das in der EG lästige Überschüsse erzeugen hilft, (man denke an die riesigen Milch-, Butter- und Fleischberge) könnten Millionen Afrikaner, Asiaten und Lateinamerikaner vor dem Hungertod bewahrt werden.

Weiters trägt gerade der Futtermittelexport dazu bei, daß Entwicklungsländer vielfach in einen Teufelskreis des Hungers geraten: Ihre Getreide-, Soja- oder Tapiokaausfuhren auf Kosten der Armen erzeugen in der EG Überschüsse. Die lästigen Lebensmittel von der Halde werden mit Hilfe von Subventionen auf den Weltmarkt geworfen, so daß die ärmsten Länder dort kaum noch Absatzchancen für ihre Produkte haben.

### Das Beispiel von der Sojabohne

Die Sojabohne ist eine überaus hochwertige Nahrungspflanze, die nur bescheidene Ansprüche an Boden, Klima und Pflege stellt, sich daher zum Anbau in den Ländern der Dritten Welt besonders gut eignet; ihre Früchte enthalten 40% Eiweiß, 20% Kohlehydrate und ebensoviel Öl. Ein Kilo Sojabohnen liefert so viel Protein wie drei Kilo Schweine- oder Rindfleisch.

Obwohl Sojabohnen eine ideale Kraftnahrung für Hungernde sind – die fast immer an Eiweißmangel leiden – werden nur etwa 5% der Welternte von rd. 90 Millionen Tonnen direkt für menschliche Ernährung verwendet. Der Rest wird an das Vieh verfüttert!

Die ungeheure Verschwendung in den großen „Veredelungsbetrieben“ – wo eigentlich nur der Kontostand des Besitzers veredelt wird – geht also bedenkenlos munter weiter: Im Wirtschaftsjahr 1980 wurden in Italien 9,2 Millionen Tonnen Mais verbraucht, 6 Millionen Tonnen (das sind 65%) wanderten in die Viehtröge. In den USA sind es sogar 90%, in den Entwicklungsländern dagegen nur 10%.

Die Vermutung liegt nahe, daß für die Schweine in den Industrieländern mehr Geld vorhanden ist als für die Armen der Dritten Welt. Eine bittere Konsequenz für die mittellosen Länder, zumal sie praktisch in direkter Nahrungskonkurrenz mit den westlichen Schweinen oftmals höhere Preise für die dringend benötigten Grundnahrungsmittel bezahlen müssen.

### Anmerkung:

<sup>1</sup> Der Nährwert der Nahrungsmittel wird hier nur vom Gesichtspunkt des Energiegewinns betrachtet, nicht von ihrem Gehalt an Vitaminen, Spurenelementen usw.

## ARBEITEN BEI MC DONALDS

## Ein Spieß-Burger erzählt

Beate Sauer

„Wir brauchen deutsche Leute“, waren die Begrüßungsworte, als ich mich mit zwei McDonalds-Managern im Münchner „Domicil“ in der Leopoldstraße traf, wo ich näheres über Verdienst und Arbeitsablauf der Hamburger-Kette erfuhr: 8 Stunden-Tag – oder Nachtschicht, mit einer Nachtzulage von 1,50 DM und einer „deutschen“ Zulage von nochmals 50 Pf.

Doch die meisten Beschäftigten sind Ausländer, – Studenten, die, wie ich, vorübergehend einen Job suchen, oft von Schweden oder Schottland nach München trampen und nächst der Isar ihr Zelt aufschlagen, damit sich die Arbeit bei MC Donalds auch lohnt.

Ich treffe auch auf Ausländer, die ihr Einkommen an Frau und Kinder schicken, selbst aber zu viert im Zimmer wohnen, schließlich auch deutsche Mädchen, die mit dem Chef recht gut stehen und davon träumen, selbst einmal den Laden zu schmeißen. Bis ins Management haben es Frauen schon geschafft, bis zum Master muß noch hart trainiert werden – vor zwei Jahren gab es jedenfalls noch keine MC Donalds-Inhaberin.

Bevor ich hinter den Ladentisch darf, ab in den Keller mit einem Tablett gehäuften Fast-Foods, wo ich vor ein Video-Gerät plaziert werde: nicht Dallas oder Denver Clan erwartet mich, sondern eine kurze Einführung über den Nahrungskonzern: Herstellungsverfahren, Verbreitung und Werbemaßnahmen bis konkret zur inneren Gliederung des Betriebs in: Master, Manager, Verkäufer – militärisch gegliedert und uniformiert. Damit der persönliche Eindruck nicht fehlt, erhält jede/r Verkäufer/in ein Namensschild an die Brust gesteckt – für jeden Kunden sichtbar. Eventuelle Beschwerden oder Lobeshymnen gelangen so garantiert richtig ans oberste Ohr.

Zudem wird vom Betrieb selbst eine Notengebung provoziert, indem schon fertig gedruckte Zeugnisse aufliegen, die vom Kunden ausgefüllt werden können. Preise winken diesmal den Angestellten!

Die zweite Video-Cassette beinhaltet das konkrete Arbeiten hinter dem Ladentisch: die Produkte müssen einer bestimmten Reihenfolge nach serviert werden.

- a) Milk-Shakes
- b) kalte Getränke
- c) Burgers und Mäcs
- d) Blätterteigtaschen
- e) Pommes frites

Ich kann mich erinnern, daß ich des öfteren aufmerksam gemacht wurde, diese Reihenfolge einzuhalten, auch wenn es zu „Verkehrsstauungen“ an der Shakesmaschine kam. „MC Donalds kann sich ja nicht leisten, lauwarme Produkte zu servieren (ungesund!!!)“; andererseits soll so rasch wie möglich bedient werden: Welcher Kunde nicht innerhalb einer Minute sein Essen auf dem Tablett serviert bekommt, erhält eine Coca-Cola gratis.

Die Tricks wurden auf dem Video-Band nicht gezeigt, sie werden vom Manager persönlich weitergegeben: Milk-Shakes dürfen nur 3/4 gefüllt werden, Deckel drauf, kurz auf den Kopf stellen, fertig – der Schein trägt.

Große pommes frites-Tüten zuerst am unteren Ende einknicken, die Tüte verkleinert sich um 1/4 – der Schein trägt schon wieder.

Coca-Cola = halb Eis - halb Cola

Nicht zu vergessen sind Werbegeschenke für Kinder: Luftballons, Fähnchen je nach Saison, zudem organisierte Kindergeburtstage mit Konsumbedingung.

Das Kassasystem: ein System für Vollidioten. (Während meiner Arbeitszeit ein Versuch.) Nicht Zählen, sondern die Eigennamen der Produkte stehen auf der Tastatur; Endsumme und Restbetrag sind sofort ablesbar. Abrechnung und Wechselgeld sind Sache des Managers, der je einen Schlüssel zu jeder Kasse hat.

Die Arbeitszeit (8 Stunden) wird nach einem Lochkartensystem berechnet. Der Betrieb gestattet eine Pause von 30 Minuten (wiederum gelocht), in der um 10 DM konsumiert werden darf. Die Qual der Wahl, da ich doch einigermaßen gesund davonkommen wollte, auch das Gesundheitsamt bei der Kontrolle nach Arbeitsfrist nicht enttäuschen wollte! Ich landete jedesmal beim Kaffee mit Kaffee, das einzig frisch zubereitete Produkt, weder eingefroren noch „tubisiert“.

Nach einer Woche entscheide ich mich „Lobby“ zu machen, was der Aufräumer- und Putzarbeit entspricht. Diese Arbeit ist wesentlich angenehmer, zumal im Freien und nicht so unter Kontrolle. Ich verirre mich öfter ins „Domicil“, wo ich auch mit anderen Leuten ins Gespräch komme, mir es auch ab und zu leisten kann, bei einem Gläschen Wein hängen zu bleiben. Gespräche innerhalb der Betriebes finden selten statt. Frust und Konkurrenz sind wohl der Grund dafür. Ich weiß nicht recht, wo ich mich befinde, in einer Fabrik, beim Bundesheer oder in einem Sportverein.

Apropos Sportverein. MC DONALDS ist nicht nur offizieller Sponsor der 23. Olympischen Spiele in Los Angeles, sondern veranstaltet an Wochenenden selbst eine Olympiade für die Angestellten, die ihre Geschicklichkeit im Bedienen messen können. Ein Punktesystem am Ende des Monats entscheidet, und dem Sieger winken dann reizvolle Preise. Vielleicht ein GRATIS-MC Donalds-brunch oder ein „Kotz-in“.

Guten Appetit!



# Brauchen uns die Computer?

Rudi Benedikter

*Der folgende Beitrag ist eine Stellungnahme zum Problem der Verdattung und Computerisierung von Arbeit und Freizeit. Wir wollen damit eine Diskussion zu einem Thema eröffnen, das in allen Lagern gegensätzliche Positionen hervorruft.*

## Gedanken zur Industrialisierung unseres Privatlebens

„Automatische Telefongesprächs-Registrierungsanlagen sind geeignet, das dauernde Gefühl einer potentiellen Überwachung entstehen zu lassen ... Eine derartige Angst widerstreitet der Selbstverwirklichung des Menschen in der Arbeit und somit seiner Menschenwürde ... Als technisches System, das in die Persönlichkeitssphäre eingreift, kann die Anlage daher nur mit Zustimmung des Betriebsrates installiert werden ...“ Mit diesen Leitsätzen entschied das Einigungsamt Wien am 20.6.1983 unter Berufung auf § 96 des österreichischen Arbeitsverfassungsgesetzes einen arbeitsrechtlichen Konflikt um neue Kontrolltechniken – zugunsten der Belegschaft und, vorläufig zumindest, gegen den „Big Brother“ im Betrieb. Freilich, automatische Telefonüberwachung ist nur ein Teilbereich eines modernen betrieblichen Personalinformationssystems, dieses wiederum nur ein Zweig der umfassenden computerisierten Betriebsdatenerfassung. Da heute allerdings die technischen Möglichkeit besteht, große Mengen verschiedenartigster Daten in Sekundenschnelle miteinander zu verknüpfen und gezielt zu verwerten, wird auch die Telefonüberwachung zu einer menschenunwürdigen Kontroll- und Disziplinierungsmaßnahme – gleich ob im General-Motors-Werk bei Wien oder im Bozner Landhaus, wo derartige geplant ist.

## Automatische Produktion, automatische Kontrolle

Seit IBM 1953 den ersten kommerziellen Computer auf den Markt brachte, hat die elektronische Datenverarbeitung immer stärker die Arbeitswelt (Produktion, Dienstleistungen, Verwaltung) durchdrungen. Computergesteuerte Betriebe wie etwa die Fujitsu-Fanu-Fabrik, wo Roboter Roboter erzeugen und dabei von 1 Mann überwacht werden, sind heute keine Seltenheit mehr: Bei Caterpillar bauen 3 Mann pro Schicht pro Tag 45 Bagger zusammen; die Wochen-Arbeit eines technischen Zeichners ist auf 20 Minuten Bildschirmarbeit reduziert; zur Herstellung eines Pkw benötigte man 1976 noch rund 170 Stunden – heute nur mehr die Hälfte und weniger; in US-amerikanischen Fabriken „arbeiten“ bereits 7.200 Roboter, in Japan sogar 18.000; elektronisch läuft das Welt-Finanzsystem: täglich bewegen zwei Computerzentralen 600 Milliarden Dollar zwischen 750 Banken aus 20 Ländern; theoretisch könnte ein Bankenzentrum wie Frankfurt mit 10 – 20 % der heute Beschäftigten auskommen, da Experten die „Freisetzungskapazität“ der neuesten Bürocomputer auf bis zu 90 % einschätzen: Olivetti selbst ist als „Pionier“ gerade dabei, ein Drittel seiner 240 Chefsekretärinnen durch Bürocomputer zu ersetzen ...

Das sind – willkürliche – Beispiele einer scheinbar unaufhaltsamen Entwicklung, die weltweit ungleichzeitig unter dem folgenden Titel läuft: „Rationalisierung und Produktivitätssteigerung durch Computereinsatz“ – wobei der Mensch immer mehr zum Anhängsel automatischer Systeme wird, ein vollkommen flexibler Produktionsfaktor.

Neben der Rationalisierung, die Kontrolle der „restlichen“ menschlichen Arbeit: So sind beispielsweise das Personalinformationssystem Interpers und das „Betriebseinrichtungserfas-

zungssystem--BEES“ beim GM Wien selbst erstrangige Produktionsfaktoren. Durch die systematische, zentrale Erfassung des Personals und die folgende Einsatzplanung kann das Management die menschliche Leistungsfähigkeit „optimal“ ausnützen und die Arbeitsleistung steigern. Andererseits: Bei der – hoffentlich erfolgreichen – Verhinderung offen menschenunwürdiger Überwachungsmaßnahmen darf nicht übersehen werden, daß die Kontrollfunktion schon zum Wesen der computergesteuerten Fertigungsanlagen gehört. Ob es nun numerisch gesteuerte Werkzeugmaschinen oder elektronische Registrierkassen im Supermarkt sind: Die programmierte Maschine diktiert die Arbeitsweise und den Arbeitsrhythmus des Menschen.

Längst sind wir geneigt, das Vordringen der Automaten in die Arbeitswelt als normal, logisch, als unausweichlich zu betrachten. Und in der Logik des Systems ist es das auch: Der 200-jährige Prozeß der Industrialisierung wird erst mit der Automatisierung der Arbeitswelt des Zentrums abgeschlossen sein. Von „Post-Industrialismus“ keine Spur ...

Doch die industrielle Revolution ist nicht mehr auf die Arbeitswelt (im weiteren Sinn) beschränkt: Neue Informations- und Kommunikationstechniken brechen über uns und unsere „Freizeit“ herein mit einer Geschwindigkeit, die uns jede Zeit zu kritischen Überlegungen raubt. Kabel-TV, Video-Spiele, Heim- und sogar tragbare Personal Computer, Bildschirmtextgeräte (BTX) sind die Bahnbrecher eines Prozesses, im Zuge dessen die Gesellschaft „informatisch alfabetisiert“ werden soll. Dank der sich sprunghaft entwickelnden und verfeinernden Mikroprozessoren-Technik dringen die elektronischen Medien in immer intimere Bereiche unseres Lebens ein. Konsum, Freizeitverhalten und Erziehungsmethoden können durch die Informatisierung des Privatlebens viel stärker als bisher, und trotzdem fast unbemerkt, gelenkt und geordnet werden. Geist, Persönlichkeit, Individualität, Bedürfnisse, Gefühle und unsere Phantasie werden in der Computerwelt digitalisiert („in Ziffern dargestellt“), sie werden registriert und von den Hauptnutzern der Kommunikationstechnologien manipuliert. Die heute schon weitverbreiteten Computerspiele dienen dabei als „sanfte“ Einstiegsdroge in eine vom Bildschirm beherrschte Freizeit. Bildschirmarbeit – Bildschirmeinkauf – Bildschirmspiel: der Kreis von der Automatisierung des Arbeitsplatzes zur Industrialisierung des Privatlebens schließt sich – im Extremfall sogar, ohne daß sich die betroffene Person vom Flocke rührt (wie etwa bei Computer-Heimarbeit). Ein bundesdeutsches „VIDEO-INSTITUT für zeitgemäße Eheanbahnung“ verspricht sogar: „Wir helfen Ihnen, auf zielführende, angenehme Art Ihr Lebensglück zu finden!“

## Wollt Ihr den totalen Anschluß?

In der BRD und in Österreich ist das vorläufige Ziel bei der stufenweisen Einführung neuer Kommunikationstechnologien die Ausrüstung der Haushalte mit Bildschirmtextgeräten oder Heim-Computern und deren Vernetzung durch Breitband-Glasfaser-Kabel – durch die Post. Gerade das „Netz“ ist das Entscheidende: Über Glasfaserkabel lassen sich mit Laserlicht bis zu 30 Millionen Zeichen (z.B. Buchstaben) pro Sekunde über-

tragen, das sind etwa 60 TV-Programme oder 30.000 Telefongespräche pro Sekunde. Angesichts dieser potentiellen Kapazitäten des „BIGFON“<sup>1</sup> hat sich die Vernetzung der BRD mit Kupferkabeln als gigantische Fehlspekulation und als ein politischer Skandal (um Postminister Schwarz-Schilling) erwiesen. Das Glasfaserkabel hingegen ist genau die Voraussetzung für die umfassende Vernetzung, für ein Kommunikationssystem, das Harald MAUKNER im Buch „Schöne Neue Computerwelt“<sup>2</sup> so beschreibt:

... alle Konzernzentralen verbunden mit allen Maschinen aller Fabriken verbunden mit Terminals in fast allen Haushalten verbunden mit allen öffentlichen Institutionen – alle Finanzämter, alle Melderegister, alle Strafregister, alle automatischen Ausweisleser der Polizisten – ... verbunden mit allen Buchhaltungen verbunden mit allen Bankcomputern, verbunden mit allen Kaufhäusern, Geschäften, Greißlerläden, Supermärkten, Restaurants, Buchhandlungen – alle Maschinen verbunden mit allen durch ein menschenloses, elektronisches Kommunikationsnetz zu einer einzigen großen Maschine ... Natürlich haben nicht alle die gleiche Macht über diese riesige Maschine.

Spätestens angesichts solcher Perspektiven muß man sich fragen: Wem nützt diese Verdichtung? Wer „braucht“ denn wirklich dieses Computersystem, das ja erst durch die möglichst vollständige Vernetzung der Millionen Einzelgeräte „sinnvoll“ und benutzbar ist, gerade dann aber für den machtlosen Durchschnittsmenschen zum bedrohlichen Netz wird? Die Antwort ist nicht schwer, gibt es doch heute schon eine eindeutige „Hierarchie“ bei der Nutzung elektronisch gespeicherter Daten: Banken und Unternehmen, Regierung und Großparteien haben jederzeit Zugang zu den wichtigsten Wirtschaftsdaten, Betriebsdaten, Personaldatei, die staatlichen Behörden verfügen über Hunderte verschiedener Datenbanken, finanzkräftige (Werbe-)Firmen kaufen sich alle gewünschten Daten über den „König Kunden“. Ich und Du hingegen, die Konsumenten, erhalten über Bildschirmtext die letzten Informationen „über die Zubereitung von Wiener Schnitzeln, über das Wetter in Oberkärnten, über die Großen 10 von O3 und über das neueste Kreuzworträtsel“ (Maukner).

### „Software – Krise“

Nicht nur die eben geschilderte, gar nicht so utopische Vision einer völlig informatisierten Gesellschaft – nein, gegenwärtige Phänomene selbst provozieren die Frage nach dem realen Nutzen von BTX, „Personals“, „Home-Computern“ usw. Die New Yorker „LINK Researches Corporation“<sup>3</sup> beobachtete die amerikanische Gesellschaft und ihr Verhältnis zum Computer und registrierte eine Art „riflusso“: Bestimmte Schichten reagieren mit Ablehnung auf den informatischen Überkonsum. LINK fand heraus, daß ein Viertel aller Besitzer eines „home-computers“ ihr Gerät einfach nicht mehr benützten; daß von den Amerikanern, die ihren „Personal“ erst seit weniger als 6 Monaten haben, fast 40% das Ding nicht mehr anrühren; daß schließlich generell die Hälfte der Billigcomputer (bis zu 300 Dollar) ungenutzt verstaubt. Und: jeder dritte Computerbesitzer in den USA will derzeit sein elektronisches Spielzeug wieder loswerden – zum Beispiel auf der „Gebraucht-Computer-Börse“ in Boston. Allerdings: Je teurer der Computer ist, desto länger wird er auch genutzt, vorwiegend von Geschäftsleuten.

Einer der Gründe für diese Krise der Informatisierung mag in der Tatsache liegen, daß die angebotenen Nutzungsmöglichkeiten der verschiedensten Arten von Hauscomputern mit den technischen Möglichkeiten der Geräte bei weitem nicht Schritt halten können. Während auf dem Markt eine Computer- („Hardware“)-Generation die andere jagt und die Kapazitäten der Wundermaschinen ständig steigen, bleibt ihr Anwendungsbereich auf mehr oder weniger phantasievollen „Spiele“ be-

schränkt, die auch bald langweilig werden. Elektronische Post, private Nutzung von Datenbanken, Geldverkehr über BTX bzw. Magnetkarten und dergleichen haben sich noch lange nicht durchgesetzt und der Nutzen solcher Umstellungen für den Durchschnittskonsumenten bleibt mehr als fraglich.

### Interessenstechnologie

Dessenungeachtet deutet alles darauf hin, daß wir auf eine extensive und intensive „Informatisierung“ unseres Lebens zusteuern. Zuallererst lassen dies die atemberaubenden Expansionsraten der Computerindustrie vermuten, die im Gleichklang mit der Rüstungsproduktion steigen; zum zweiten die massive öffentliche Förderung von Forschung und Entwicklung auf mikroelektronischem Gebiet in nahezu allen Industriestaaten. In der BRD etwa vergab der Staat seit 1967 mehr als 4 Mrd. DM zur „Förderung der Rationalisierung und Leistungssteigerung, zur Schaffung von Wettbewerbsvorteilen auf dem Computermarkt“ an die Konzerne und ihre Forschungsinstitute.

Wegbereiter der Verkaufsoffensiven von IBM, AT&T, Olivetti, NCR, Philips-Data, Siemens, Univac, Nixdorf – um nur die Größten der Computerbranche zu nennen – im Bewußtsein der Konsumenten ist ein Mythos: Der Mythos nämlich, daß die neuen Technologien, vom Roboter bis zum Bildschirmtext eine notwendige technologische Revolution darstellen, welche – und das ist das zweite Dogma – unaufhaltsam, unkontrollierbar und in ihren Auswirkungen unvorhersagbar sei. Die Computerisierung aller Lebensbereiche erscheint als Naturgesetz, als mächtiger breiter „Strom“, der dem Menschen nur zwei Alternativen läßt: mitschwimmen oder ertrinken.

Wir erleben derzeit wie fast alle Medien die Informatisierung auf der Ebene der Bewußtseinsbildung vorbereiten. Die Werbeindustrie ist voll auf „personal“ abgefahren. Was die Fachleute der Computer- und Werbebranche als „akzeptanzsteigernde Maßnahmen“ gegenüber so seltsamerweise mißtrauischen Bürgern versteht, stellt sich bald als einfache verkaufsstärkende Kundenmanipulation heraus. Die neue „informatische Kultur“ hat eben ihren Preis ...

Auch traditionelle Skeptiker – gerade in der Linken – sind nicht immun gegen die Faszination des Computers: So ist durchaus die Ansicht verbreitet, die heutigen Rechner könnten als „neutrales“ Instrument auch einem alternativen Gebrauch zugänglich sein und auch von Einzelnen bzw. kleineren Kollektiven auf sozial nützliche Weise eingesetzt werden. Und es gibt auch tatsächlich Beispiele, wo dies praktiziert wird, wo eine dezentrale Informatik zur Erleichterung – Verbesserung von politischer Basisarbeit führte (etwa für die überregionale US-Friedensorganisation „Nuclear Free America“ und mehrere englische Friedensinitiativen). Es wäre jedoch sehr blauäugig und zu gefährlich, sich mit dem Verweis auf solche positive Ansätze dem „Sachzwang“ Informatisierung durch Computer einfach zu fügen. Wenn sogar das Fachblatt „informatica oggi“ in einem Leitartikel selbstkritisch eingesteht, daß „das immer stärkere Eindringen des Computers in das Leben von Millionen Menschen die Gefahr einer kulturellen und sozialen Verflachung bzw. Verarmung (‘appiattimento’) mitsichbringt“, ist es höchste Zeit, die neuen Technologien zu entmythologisieren, sie als kulturelles Phänomen in Frage zu stellen und zu versuchen, sie als politisches Problem zu bewältigen.

### ANMERKUNGEN:

- 1 „Schöne neue Computerwelt – Datenerfassung, Kontrolle und Rationalisierung in Österreich“, herausgegeben von der Gruppe „ARGE DATEN“, Wien 1984; S. 176; „BIGFON“ = Abkürzung für: Breitband Integriertes Glasfaser Fernmelde Orts Netz.
- 2 Ebda. S. 178.
- 3 Nach: Maurizio Torricella, in: „Il manifesto“, 9.5.1984, Speciale Arci-Media.

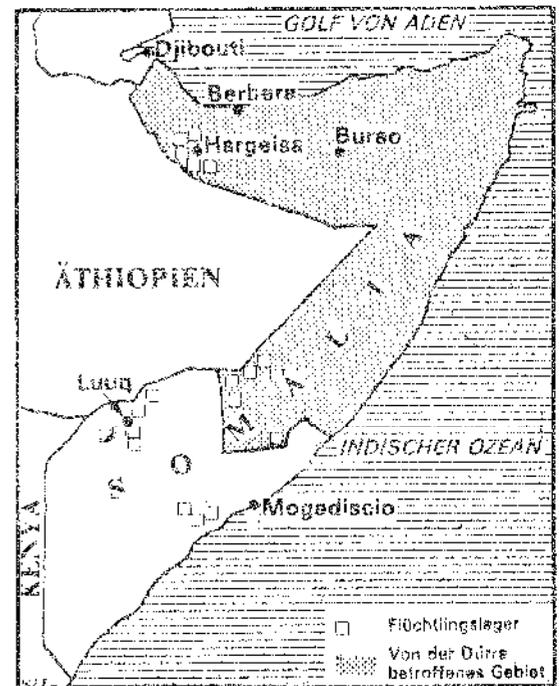
## Buon giorno, Somalia

Martina Steiner

### Mogadiscios italianità

Nach der Ankunft am Flughafen, auf dem Weg ins Zentrum passiert man einen recht einfach gefertigten „Triumphbogen“ mit der Aufschrift „ARCO DI TRIONFO POPOLARE“; er erinnert an den 10. Jahrestag der Revolution. Der nächste Torbogen begegnet uns im Zentrum der Stadt, der mit einem Kreuz, dem savoyschen Adler, der italienischen Königskrone und dem Satz: A UMBERTO DI SAVOIA – ROMANAMEN-TE verziert ist. Im Hotel AL-URUBA (Arabiens Einheit), das zwar erst vor wenigen Jahren erbaut wurde, aber im Innern schon zerfällt, hängt eine Tafel, auf der auf italienisch dem Leser mitgeteilt wird, daß Somalia jahrzehntelang unter kolonialer Herrschaft – britische und italienische – keine eigene Kultur und Sprache habe pflegen können. Die somalische Schriftsprache wurde erst 1972 von der Regierung SIAD BARRE' eingeführt. Dazu ist zu erwähnen, daß bis 1969 ca. 90% der Bevölkerung Analphabeten waren. Vor allem gab es keine Schrift, weswegen als offizielle Sprachen Italienisch, Englisch und Arabisch verwendet wurden. Bei der Alphabetisierung stieß man auf Probleme: die islamisch religiöse Schicht stellt sich gegen den Gebrauch von lateinischen Buchstaben, und das Arabische war nicht in der Lage, Grundtöne der somalischen Sprache zu transkribieren. 1972 entschloß man sich schließlich doch für das lateinische Alphabet. Beamte mußten innerhalb von drei Monaten das Somalische schreiben und lesen lernen, um einer Kündigung zu entgehen. 1973 erschien das erste somalische Buch. Die Alphabetisierung der Massen war etwas schwieriger: bei Selbsthaften weniger, als bei den Nomaden. Eine Aktion hat überraschende Ergebnisse gebracht: ca. 100.000 Erwachsene lernen Schreiben, und es bilden sich Equipes, die die Nomaden und Buschbevölkerung unterrichten. Heute sind noch ca. 10% der Bevölkerung Analphabeten. Trotz dieser „Somalisierung“ sind die Banknoten, die man wechselt, immer noch italienisch beschriftet, ebenso die Formulare, die man in den staatlichen Büros erhält. Nur auf der Hotelrechnung steht weder Signore noch Mister vor dem Namen des Gastes, sondern vertraulich „Jalle“, Genosse.

Im „CROCE DEL SUD“ bei „AZNA“ oder im „CAPPUCETTO NERO“ bestellt man besser auf italienisch, wenn man verstanden und gut bedient werden will. Das Somalische ist zwar die Umgangssprache der Eingeborenen, aber die italienische Kolonisierung hat doch ihre Spuren hinterlassen, und ist in der Bevölkerung in und um den Städten unter anderen noch sprachlich verankert. Man bestellt also, prestigevollerweise, „capretto con spinacci“. Dunkelhäutige hamitische Somalier essen hier ihre großen Portionen „pasta al sugo“ (Somalia hat eine eigene Teigwarenfabrik, wo Nudeln nach italienischem Rezept hergestellt werden) und trinken ausschließlich ihren Espresso in der „Bar“ am Kontor. Mit den Italienern teilen die Somalier die Vorliebe für bunte Farben, Neonleuchtschriften, das abends einsetzende Leben auf der Straße und die lange Siesta am Mittag, die in den Ministerien etwas später beginnt, aber wenn möglich noch vor zwei Uhr, und dafür dann auch



nicht mehr unterbrochen wird. Man empfindet eine Mischung von arabisch-afrikanischer Küstenmentalität, durch die kulturellen und wirtschaftlichen Verbindungen gegeben, und italienischem Lebensstil. Allerdings wird jeder „SOMALO“ und jede „SOMALA“ einmal täglich aus dieser Atmosphäre herausgerissen, wenn sie der von Siad Barre im Sinne des wirtschaftlichen Entwicklungsprogramms vordrordneten stundenweisen Gratisarbeit für den Staat nachkommen müssen. Im Sinne des neuen Familienrechts, das Siad Barre 1975 eingeführt hat, wird die Frau gleichermaßen als potentielle Arbeitskraft beansprucht wie der Mann, sie hat aber auch, im islamischen Bereich einzigartig, dem Gesetz nach die gleichen Rechte (Erbrechte, Polygamie wurde abgeschafft) wie der Mann. De facto ist die Frau in dieser streng patriarchalisch traditionell geprägten Gesellschaft verpflichtet, sich zuerst dem Vater, und dann dem Ehemann zu unterwerfen, wobei ihr seit der Regierung Barre realistische Chancen zur Emanzipierung gegeben werden. (Sie genießt Schulbildung, hat Zugang zu allen Fakultäten der Universität usw.) Trotz alledem bleibt die Haltung der Bevölkerung der Frau gegenüber zwiespältig: einerseits wird sie pünktlich im Alter von 8 Jahren der Klitorisbeschneidung unterzogen, andererseits kandidiert sie bei den Parlamentswahlen, und hat effektive Möglichkeiten, sich politisch zu betätigen. Es versteht sich allerdings von selbst, daß diese Frauen einer privilegierten Schicht angehören (finanziell und gesellschaftlich privilegiert).

Die gesellschaftliche Schichtung ist in der Konzeption der somalischen Bevölkerung noch fest verankert: Je nach rassischer Zugehörigkeit und Aktivität hatte jedes Individuum in der Gesellschaft seine definierte Position, die einen bestimmten Status, Rechte und Pflichten mit sich brachten. Zunächst einmal wird rassisch zwischen den Somali und den Schwarzen unterschieden, wobei sich die Zwischenschicht der Mestizen ergibt. (SAB) Die Somali untereinander unterscheiden sich auch wieder nach Reinheit der Rasse, obwohl sie sich einheit-

lichen Ursprung anerkennen. Arabische Beimischungen erhöhen das Prestige, kuschitische Beimischungen wie die der „Galla“ sind degradierend, ganz zu schweigen von denen der Schwarzen „Bantu“. Über die Herkunft der Somali gibt es Spekulationen (z.B.: sie kämen von Arabien), sie kann aber nicht genau nachgewiesen werden. Die physischen Merkmale entsprechen jedenfalls nicht den negroiden (sie sind durchschnittlich recht groß, schlank, und haben eine hellbraune Hautfarbe). Dem rassischen Status entsprechend ist auch die Arbeit verteilt: Die reinen Somali leben in kleinen, pastoralen Dörfern, die auf der Suche nach Wasser- und Weidestellen immer wieder verlegt werden. Ihre Subsistenz besorgen sie in erster Linie durch die Produkte der Viehzucht. Ackerbau ist für einen Somali minderwertig. Die Ackerbau betreibende Bevölkerung bilden die SAB. Sie sind sesshaft, und betreiben gelegentlich Tauschhandel mit den Somali. Die SAB bilden den Hauptanteil der Bevölkerung des somalischen Gebietes. Die dritte Kaste bilden die Schwarzen, die bis zur italienischen Kolonisierung die Sklaven darstellten und im Dienst der Somali standen; sie mußten als Leibeigene das Land der Somali bearbeiten, standen in deren persönlichen Diensten und waren käuflich. (Sklavenhandel mit Sansibar.)

Die Stadtbevölkerung Mogadiscios, Mercas und Bravas waren ein Gemisch von Somali und Arabern, zu denen sich unterprivilegierte Gruppen wie Handwerker (Schmiede, Weber und Seelente) hinzufügten. Außerdem fanden wir noch Händler, die meist Inder oder reine Araber waren.

Die Funktion des Systems war gewährleistet durch bestimmte Regelungen, die von dem islamischen Recht überwacht wurden (seit dem 16. Jahrhundert). Die italienische Kolonialisierung hat diesem System die Substanz genommen: der Sklavenhandel wurde abgeschafft. Damit war die Sonderstellung der Somali in Frage gestellt, und die Arbeitsteilung mußte umstrukturiert werden. Den zweiten Schritt zur Unterwanderung dieses sozial hierarchischen Systems machte Siad Barre nach 1969. Man zieht auf die Gleichstellung aller somalischen Bürger hin, die somit steuerrechtlich gleich belastet wurden, und die im Dienste des neuen Entwicklungsprogramms stehen.

Zurück zu den Eindrücken Mogadiscios: Auf dem überquellenden Markt kann man neben Tausenden von Plastiksandalen, die für manche Nomadenleben gut sind, und indischen Seidenschals die wohlriechende Seife „Paradiso perduto“ kaufen. Aber sonst sind die Wohlgerüche Mogadiscios alte und authentische eigenen Spezialität. Wie vor Jahrhunderten bieten die Marktfrauen auf kleinen Tüchern Weirrauch und Myrrhe feil. Somalia war schon 1500 vor Christus bei den ägyptischen Pharaonen unter dem Namen „PUNT“ als Land des Weirrauchs und der Myrrhe bekannt und geschätzt. Mogadiscio war der erste und einzige Markt auf der Welt für diese ausgesuchten Essenzen.

Damit ist der lokale Markt allerdings nicht erschöpft. Neben den aus Pflanzen gewonnen Farbstoffen, den gegebenen Häuten, dem Elfenbein wird auch Salz, Gummi, Butter und getrockneter Fisch dargeboten. Diese Produkte werden in traditionellen familiären Kleinbetrieben produziert. Während der italienischen Kolonialzeit versuchte man, die Industrie und den Bodenbau zwecks Export zu fördern und den Markt zu erweitern: Man errichtete große Bananen- und Baumwollplantagen, in die Ankechtane, zumeist Nomaden als Arbeitskräfte eingesetzt wurden. Der Bananenexport war auf dem Weltmarkt allerdings nie konkurrenzfähig, und mußte durch italienisches Staatsmonopol saniert werden. Die Salzproduktion wurde ebenfalls gefördert, eine Zuckerfabrik, eine Ölfabrik, ein Baumwollverarbeitungsbetrieb und ein Elektrizitätswerk wurden errichtet. Die agrarischen und viehwirtschaftlichen Produkte deckten knapp den Eigenbedarf der Somali.

Unter Siad Barre wurden dann alle größeren Industriegebiete nationalisiert und der gesamte Im- und Export staatlich kontrolliert. So obliegt die agrarische und pastorale Produktion und deren Umverteilung nicht mehr den Großfamilien, son-

dern dem Staat. Die Regierung ist bestrebt, neue Organisationsformen zu finden, die die Produktivität der Landwirtschaft erhöhen. Das bedeutet die Zersetzung der ursprünglichen, autochthonen Ökonomie.

Wer Mogadiscio gegründet hat und wann, ist weiterhin umstritten. Nach den Ägyptern (ca. im 7. Jahrhundert v.Chr.) kamen die Phönizier in das von ihnen „Weirrauchland“ genannte Gebiet und die Perser, die den Namen gaben: „MAGAAD-SIJAH“ – Sitz des Schechs. Persische Kolonien gab es an der arabischen Küste und persische Grabschriften werden mit dem Jahr 1217 datiert. Bis ins 18. Jahrhundert studierte man in Mogadiscio Persisch. Die arabischen Einflüsse waren noch um einiges tiefgreifender: unter der nichtarabischen Somali-Bevölkerung wurde im ganzen Land dauerhaft die arabische Kultur und die islamische Religion verbreitet. Ca. im 10. Jahrhundert war Mogadiscio als arabische Kolonie gegründet worden, und vom 16.–18. Jahrhundert überlagerten die autochthonen somalischen Gruppen die Stadtbevölkerung, und bekehrten sich zum Islam, was zur Folge hatte, daß seit dem 16. Jh. mit dem christlichen Kaiserreich Äthiopien ausgedehnte Religionskriege geführt wurden. Mogadiscio ist der Oraltradition nach älter als Sansibar, und seine Gründung kann ca. um 950 n.Chr. festgeelgt werden.

Die im Minarett aus einzelnen Steinquadern noch gut erhaltene ABDUL-AZIZ-Moschee ist persischen Ursprungs. Ihren Höhepunkt hatte die Hafenstadt im 12. und 13. Jahrhundert, als sie Handel bis nach Asien und China betrieb, eben mit Elfenbein, Häuten, Fellen und Weirrauch und Myrrhe. Goldschmiede und Kunsthandwerker, die ihre traditionellen Arbeiten noch heute im alten Stadtteil von HAMAR-WEINE in Häusern aus dem 10. und 12. Jahrhundert betrieben, kamen aus dem Orient. Mogadiscio war Zwischenstation auf der Monsunroute zwischen Ostafrika und Arabien.

Die Stadt hatte verschiedene Sultanats-Herrschaften, im 15. Jahrhundert kamen die Portugiesen, mehr als Piraten denn als Entdecker. Der Sultan von Sansibar, SAID BARGACH – als Erbe des Sultans von Oman, schickte 1871 seinen „Vizekönig“ SAIYD SULAIMAN nach Mogadiscio, dessen südarabischen Palast „SARESA“ heute das Nationalmuseum beherbergt und das einzige hervorstechende Zeugnis osmanischer Architektur der Stadt ist. Neben einigen kolonialen Stadtresidenzen mit schattigen Innenhöfen – die schönsten sind Sitze von verstaatlichten Banken – dominieren die einfachen arabischen Kubenhäuser, dem Meer abgewandt, mit kleinen Fenstern und ihren engen und stickigen Ladengeschäften im Erdgeschoß, deren Licht abends die einzige Beleuchtung der Straßen ausmacht, auf denen man im Halbdunkeln nur noch das Schlurfen unzähliger Schritte wahrnimmt, das verebbt, sobald der Asphalt – mitten in der Stadt – in Sand übergeht.

Nach verschiedenen Kontaktaufnahmen von Seiten der Italiener, die schon im 14. Jahrhundert durch den Reisenden Sorleone Vivaldi begannen, verkaufte dann 1889 der Sultan von Sansibar die Stadt an die Italiener – von den Somaliern als einen der vielen „Verrate“ in ihrer Geschichte dargestellt. Mogadiscio hat seither seine „italianità“ ebenso bewahrt, wie es seit der Revolution von 1969 – neue Denkmäler seines Kampfes gegen den Kolonialismus erhalten hat: Auf dem Hügel neben der „Halle des Volkes“, die von der Volksrepublik China erbaut wurde und Sitz der neuen Volksversammlung ist, liegt pikanterweise die von Saudi Arabien finanzierte imposante Moschee. (Beide Länder haben, im Konkurrenzverhältnis stehend, Interessen in Somalia.) Unmittelbar daneben reitet Scheikh Mohammed Abdullah Hassan (THE MAD MULLAH, der verrückte Mullah, wie er von den Engländern betitelt wurde) auf seinem Lieblingssperd „HIN HININ“, dem er, als Nationalheld und Dichter (zwischen 1890 und 1920) ein eigenes Gedicht gewidmet hat.

Um 1890 begann der Mad Mullah in verschiedenen Teilen des Landes gegen die Ungläubigen zu predigen, und somit eine sehr große Anzahl von Menschen um sich zu vereinen, die gewillt

waren, um organisierten Kampf sich gegen die Briten (im Norden) und die Italiener (im Süden Somalias) zu stellen. Er organisierte seine Anhänger in Banden, die von einem seiner Verwandtschaftsmitglieder angeführt wurden. Tausende von Anhängern der islamischen Religion folgten ihm in seinen 20 Jahre dauernden genial organisierten Kämpfen, in denen er unglaublich große Truppen von Engländern und mit diesen verbündeten Italienern zurückschlug, und erst 1920 wurde er dann endgültig mit Einsatz der Luftwaffe in Faah besiegt. Er flüchtete nach Nogal, wo er 1921, von allen Anhängern verlassen, starb.

Eher ephemer nehmen sich die unzähligen Plakatwände aus, auf denen im Stil des sozialistischen Realismus (in Anlehnung an die Kunst der DDR) die Errungenschaften der „Revolution“ und des „wissenschaftlichen Sozialismus“ gefeiert werden. Der „wissenschaftliche Sozialismus“ wurde von Siad Barre 1970 mit der Einführung von gezielten kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklungsprogrammen instituiert und lehnt sich damit weitgehend an die Staatsführungskonzepte des europäischen Ostens an, (UdSSR und DDR), nicht zuletzt dadurch motiviert, daß bis 1977 die UdSSR mit Abstand die größte bilaterale Entwicklungshilfe leistete, (zivile und militärische), gefolgt von Italien und China. Ab 1977 unterstützte Moskau den „Erzfeind“ Äthiopien, worauf alle sowjetischen Berater und Techniker das Land verlassen mußten. „Keine Russen mehr“, ist also die Devise der somalischen Politik.

Weiters zeigen die Plakatwände Mogsdiscios im Stil europäischer Moritaten des vergangenen Jahrhunderts eher blutrünstig die Unmoral des kapitalistischen Diebs mit abgehackter Hand, was in der somalischen Justiz, trotz Anwendung der SCHARIA, des islamischen Rechts, aber nicht praktiziert wird – gebrandmarkt oder vor zuviel Rauchen, vor „Sabotage“ und Hamstern gewarnt wird.

Am späten Nachmittag kämpfen im Zentrum der Verkehr

und die Lautsprecher der Minarett gegeneinander an. Im Kino läuft ein italienischer Film. In den baumbepflanzten Alleen stehen im Freien auch die wackeligen Stühle und Tische der unzähligen Teehäuser, die mit palavernden und Domino spielenden Männern überfüllt sind. In den Straßen sieht es so aus, als habe die Stadt mehr Autos als Einwohner. Aber einige davon – oft noch sowjetischer Bauart – liegen als hoffnungslose Wracks am Straßenrand. In den Klubs am schattenlosen Strand des Indischen Ozeans außerhalb der Stadt genießen die wenige Europäer und Amerikaner ihre kollektive Langeweile. Wenn einmal ein Kreuzfahrerschiff im Hafen anlegt, werden seine Touristen mit ihren Kameras in Busse verladen und mit einer Polizeieskorte schnell auf eine Stadtrundfahrt geführt. Schon die alten Reiseberichte sagten den Somaliern Freundlichkeit, aber auch Reserviertheit und Mißtrauen gegenüber den Fremden nach, besonders wenn es einmal ihre Kolonialherren waren.

### Die Realität der somalischen Landbevölkerung

Die Ruhe der ausgedehnten Steppen mit den Schirrmakazien und den Mangrovien täuscht: in Wirklichkeit wurde das relativ geregelte Leben der ursprünglichen autochthonen Bodenbauern und Nomaden, die ca. 90% der Bevölkerung ausmachen, schon durch Eingriffe des Kolonialismus in Unordnung gebracht. (Eingriffe in die Sozialstruktur und den Bevölkerungszuwachs.) Den zweiten Schritt dazu machte die Regierung Barre, die daran interessiert war, die Nomaden sesshaft zu machen, einerseits um sie steuerrechtlich belangen zu können, andererseits um dem Grenzkonflikt im Ogadengebiet an Substanz zu nehmen: Die von den Kolonialmächten gezogenen geometrischen Grenzen belasteten die Wanderrouten der Somali-Nomaden zunächst nicht, es gab zwischen Somalia und Äthiopien vereinbarte Weiderechte, die die ungehinderte Passierung der



Grenzen erlaubte. Nach der Proklamierung der Republik Somalia 1960 war Äthiopien nicht mehr bereit, Weidrechte zu gewähren, und wollte die Somali steuerpflichtig machen. Das ergab bald massive, ausgedehnte Konflikte zwischen den beiden Staaten. Nach der Niederlage der somalischen Armee gegen die von der UdSSR mit Waffen und kubanischen Soldaten aufgerüstete äthiopische Armee im OGADEN-KRIEG (Mitte 1977 bis März 1978) setzte eine verstärkte Flüchtlingswelle nach Somalia ein. Die Dürre, die 9 von 14 Provinzen Äthiopiens befallen hatte, ließ die Flüchtlingsanzahl in Somalia bis 1980 auf 800.000 anschwellen. Zusätzlich sind die Ogaden-Flüchtlinge zu berücksichtigen, die in somalischen Dörfern und Städten bei den Angehörigen ihres Clans untergekommen sind. Das bedeutet, daß jeder vierte in Somalia ein Flüchtling ist. Die Besonderheit des somalischen Flüchtlingsproblems liegt darin, daß die Bewohner des äthiopischen Ogaden islamische Somali mit der gleichen Kultur und Sprache sind wie die Einwohner der Republik Somalia. Das Land hat zwar von den territorialen Ansprüchen im Ogaden abgesehen, jedoch nicht von den Forderungen nach dem Selbstbestimmungsrecht für alle Somali und der in der politischen Mentalität der Bevölkerung zum Ausdruck kommenden nationalistischen Idee der somalischen Großnation, in der alle Somali vereint sind.

Äthiopien hat mit der Bombardierung und Beschießung von Siedlungen, lebenswichtigen Brunnen, des Viehs – der einzige Reichtum der nomadischen Bevölkerung – und der Menschen selbst um Ogaden tatkräftig und brutal eine systematische Vertreibung der somalischen Bevölkerung von seinem Territorium, das seit ihrer Einwanderung den einzelnen Großfamilien der rechtlichen Regelung nach zustand, bewerkstelligt. Es wurden Napalmbomben eingesetzt, um auf die Aktionen der WESTSOMALISCHEN BEFREIUNGSFRONT (WSLF) zu antworten, die für einen unabhängigen westsomalischen Staat kämpft.



Die neuankommenden Ogaden-Flüchtlinge aus Äthiopien kommen zunächst in ein Büro für die Registrierung: Die Leute sitzen im Sand, der prallen Sonne ausgeliefert, Kinder wimmern, die Frauen ordnen die wenigen Habseligkeiten – eine Matte, zwei Tücher, eine Pfanne und eine Petroleumlampe – zu kleinen Haufen, um auf die bereitstehenden Lastwagen verladen zu werden, die sie in die Flüchtlingslager bringen, die im ganzen Land verbreitet sind. Das abgelaufene Schuhwerk läßt ahnen, wieviele Kilometer die Flüchtlinge (bei Nacht, um der Hitze auszuweichen) gelaufen sind. Nachdem die Neuankömmlinge abgeladen worden sind, liegen oder sitzen sie dann auf der öden Ebene. Die Frauen haben noch nicht ihre traditionellen somalischen Nomadenhütten (AGAKAL) aus Rundzweigen, die mit Tüchern, Matten oder Behelfsmaterial bedeckt werden, gebaut. Es fehlt fast allen an Material. Auch Nahrung ist nicht ausreichend vorhanden. Die Wasserstellen sind oft ziemlich weit vom Lager entfernt, und das Brennmaterial für das Abkochen des brackigen Wassers gibt es nicht.

Verglichen mit den Flüchtlingslagerbewohnern leben die einheimischen somalischen Nomaden (oder Halbnomaden) fast noch ärmer: niemand kümmert sich um sie, jedoch haben sie wenigstens ihre Großfamilien und das Vieh bei sich, manche von ihnen suchen Flüchtlingslager auf, wo sie auf Unterstützung hoffen. Die Flüchtlingslager sind nicht alle gleich: für die aus dem Ogaden geflüchteten Würdenträger (Scheikhs) und die älteren Leute ist ein besseres Lager eingerichtet worden. In manchen Lagern wurden schon Aktionen gestartet, um das umliegende Territorium mit Hirse, Papaya und Mais zu bebauen, wobei patriarchalische Lieder für ein zukünftiges unabhängiges Westsomalien gesungen werden, und der „Lagerpoet“ frei ein langes Freiheitsepos auf somalisch rezitiert. Das Fehlen von Medikamenten in den Lagern fordert immer noch regelmäßig Menschenopfer, obwohl die nunmehr seit Jahren bestehenden Lager schon besser organisiert und ausgerüstet sind, und der Flüchtlingsstrom fast verebbt ist.

Immer noch steht Somalia, eines der ärmsten Länder der Welt, vor dem Problem, dieser prekären Lage Herr zu werden. Die Entwicklungsprogramme Siad Barres waren somit nur wenig effektiv: es wurden die ursprünglich nur 10% des bebaubaren Landes weitgehend erweitert, die Wanderdünen befestigt, die landwirtschaftliche Gebiete bedrohten, Fischereiansiedlungen gebaut, Industrie und Bergbau wurde gefördert, Straßenverbindungen gebaut, und, nicht zuletzt, die Ausbildung von Fachkräften in jeder Sparte gefördert.

Die Abwanderung von ausgebildeten Arbeitskräften ließen diese Projekte in ihrer Effektivität auf der Strecke, und sie läßt sich einfach nicht stoppen, weil Somalia ein islamisches Land ist, dessen Bürgern die Pilgerfahrt nach Mekka nicht verwehrt werden kann, und die Fachkräfte deshalb die Möglichkeit haben, in den finanziell interessanteren arabischen Raum abzuwandern.

Damit ist Somalia immer noch auf der Stufe, wo 60% des somalischen Entwicklungsbudgets aus ausländischen Quellen fließt, während der eigene Anteil bei 40% liegt. Somalia wird somit massiv von den USA und der EG unterstützt (in verringertem Maße auch von Arabien und China), wobei z.T. auch mit den Hilfsgütern Spekulationen betrieben worden sind: so ist es nichts Außergewöhnliches, in einem Laden an einer Überlandstraße Originalpackungen aus Amerika oder Europa mit dem gut lesbaren Aufdruck „NOT TO BE SOLD“ (nicht zum Verkauf bestimmt) zu finden.

Ansonsten hat die Atmosphäre auf den Landstraßen auch noch etwas Beschauliches: es werden, zwar für horrenden Preise, Büschel von KAT verkauft. Die Somali kauen die grünen Blätter, die ihnen „frische Ideen“ geben: Kat ist die mildanregende Droge Ostafrikas und Arabiens. Man fährt an Kamel und Ziegenherden vorbei und trifft auf Wildschweine, die sich in ihrer mohammedanischen Umgebung sicher fühlen. Kleine Paarhufer, Schildkröten, Affen und Wüstenwiesel beleben die ausgetrocknete Landschaft.

## Zum Tod von Karl Rahner

Josef Pichler

Dem philosophisch und theologisch interessierten Zeitgenossen Karl Rahner vorstellen zu wollen, hieße Füien nach Athen tragen. Denen braucht seine Gestalt und sein Werk nicht erst nahegebracht zu werden. Selbst die philosophische, Zunft ist längst auf ihn aufmerksam geworden, weit über den deutschen Sprachraum hinaus.

Karl Rahner ist nicht wegzudenken aus der deutschsprachigen Nachkriegstheologie, ja nicht aus jener Universalität des Theologiebetriebes, den er wie kaum ein anderer, vorwiegend vermittels seiner Schüler, maßgebend beeinflusst hat.

Wer war Karl Rahner? Die äußeren Daten seines Lebensweges sind schnell angeben. Geboren 1904 in Freiburg i.Br., 1922 Mitglied der Gesellschaft Jesu, der sein älterer Bruder Hugo schon angehörte. Die Entscheidung für diesen Orden markierte nicht nur seinen äußeren Lebensweg, sondern prägte auch zutiefst seinen intellektuell-spirituellen Habitus, der zeit seines Lebens ignatianisch bestimmt blieb. Nach den ordensüblichen Studien der Philosophie und Theologie (1924 – 1934) war er Schüler M. Heideggers in Freiburg, mit ihm eine Reihe nachmalig bekannter Philosophen katholischer Provenienz wie G. Sieverth, B. Weite und J. B. Lotz, um nur einige zu nennen. Nach der Promotion zum Dr. theol. habilitierte er sich und wurde Privatdozent in Innsbruck. Nach der Verteilung der Jesuiten aus Tirol und der Schließung der theologischen Fakultät vonseiten der Nationalsozialisten lebte er in Wien und Niederbayern. 1949 wurde er zum ordentlichen Professor an der Universität Innsbruck ernannt. 1964 erfolgte seine Berufung auf den Lehrstuhl für Christliche Weltanschauung und Religionsphilosophie an der Universität München, als Nachfolger R. Guardinis. Ab 1967 lehrte er bis zu seiner Emeritierung in Münster. Kurz nach seinem 80. Geburtstag starb Rahner am 30.3.1984 in Innsbruck.

Seine Werke, deren Sprache viel kritisiert wurde, gehen in die Tausende. Vorwiegend bekannt dürften seine „Schriften zur Theologie“ sein sowie sein „Grundkurs des Glaubens“.

Die katholische Theologie im deutschen Sprachraum stand in den unmittelbaren Nachkriegsjahren vor einer neuen Situation. Die Schultheologie, wie Rahner despektierlich-gewitzigt jene vorgeformte und scheinbar nicht mehr überholbare, seit dem Vatikanum I trotz der modernistischen Krise weitertradierte Art der theologischen Systematik nannte, konnte nicht mehr genügen. Sie erschöpfte sich weitgehend in neuscholastischen Abstraktionen. Neue Denk- und Glaubenskraft, nicht die eben schrecklich mißbrauchte, war gefordert. Die Exegese hatte sich den nötigen Spielraum erkämpft, nicht zuletzt in Tuchfühlung mit den evangelischen Kollegen. Der Pastoral gaben kurzfristig die geistigen Defizite und die Orientierungsnot der Nachkriegszeit den nötigen Schub, längerfristig mußte auch sie nach neuen Ufern Ausschau halten. Die positivistisch-neuscholastisch sich selbst reproduzierende Systematik aber verlangte gebieterisch nach einem Neuanfang. Das ökonomisch-kulturelle Umfeld, in dem Theologie als der Logos Gottes zur Sprache zu bringen war, hatte sich grundlegend geändert. Ernst zu machen war mit dem Pluralismus innerhalb und außerhalb der Kirche, mit dem enorm erweiterten Wissen, der ihn allererst ermöglichte, und schließlich mit dem ausgeprägten Geschichtsbeußtsein des gleichzeitigen Menschen, der aber nie nur gleichzeitig lebt. Rahners Instrumentarium nun, das der neuen Situation gerecht werden sollte, kreist um die Begriffe apriorisch-aposteriorisch, kategorial-transzendental, transzendental-anthropologisch. Sein Ausgangspunkt klingt so neu gar nicht:

Wie ist Erkenntnis überhaupt möglich? Selbst Habermas hat später diese Frage als diejenige ausgemacht, die die philosophische Neuzeit charakterisiere. Rahner wurde nicht müde im Hinweis darauf, daß die anthropologische Wende, oder die Wende zum Subjekt, einen geistesgeschichtlichen Einschnitt markiert, der nicht ungestraft rückgängig gemacht werden kann. Diese Wende, von Descartes eingeleitet und von Kant vollzogen, läßt jede naive Erkenntnistheorie, im Sinne eines Erkenntnisrealismus, hinter sich. Es geht im Sinne von Kant um die Bedingungen der Möglichkeit, die im Subjekt gegeben sein müssen, damit der Mensch überhaupt erkennen und urteilen kann. In der Sicht von Kant allerdings, der die Grenzen der reinen Vernunft auszumachen sich angeschickt hatte, hatte transzendente Erkenntnis eine bestimmte Stoßrichtung: sie ist horizontal, bei allen Menschen notwendig, anausweichlich, apriorisch gegeben. Sein transzendentes Subjekt ist mit dem von Rahner nicht identisch. Im Gefolge des belgischen Jesuiten-Philosophen Marechal bricht Rahner die kantische Stoßrichtung auf in Richtung der Ermöglichung (metaphysischer) Gotteserkenntnis. Diese transzendente Methode liefert natürlich zunächst keine inhaltliche Aussage, sie ist vielmehr eine bestimmte Weise des Fragens. Gefragt wird nach den Voraussetzungen, die gegeben sein müssen, damit der Mensch sich so erfährt, wie er sich erfährt. Diese Transzendentalität meint bei Rahner die Offenheit des Menschen auf das hin, was er „das Geheimnis“ nennt. Die Transzendenz menschlicher Geistigkeit ist das Woher und das Woraufhin des gelebten Menschseins selbst, das, woran er teilhat und worauf er verwiesen ist. Das Wovonher des Menschen wie das Woraufhin kann nun nach ihm nicht einfach das Leere, das Nichts usw. sein, oder eine Projektion des Geistes, dem keine Wirklichkeit entspricht. Das mag abstrakt klingen. In der Sprache von Rahner: „Was Freude, Angst, Treue, Liebe, Vertrauen und vieles andere mehr, was logisches Denken und verantwortliche Entscheidung ist, das hat der Mensch schon erfahren, bevor er darauf reflektiert und zu sagen versucht, was das ist, was er schon immer erlebt und erfährt. Ja, die reflektierende Aussage kann falsch sein oder unzulänglich: es kann jemand echte personale Liebe in radikaler Verantwortung und Treue vollziehen und erfahren, der sehr Falsches darüber sagt, wenn er gefragt wird, was dabei eigentlich geschieht; andererseits kann einer, durch Indoktrination von außen belehrt, vielleicht sehr Gescheites und Richtiges darüber sagen, der eigentlich davon noch nichts oder kaum etwas wirklich erfahren hat.“

Die transzendente Methode führt also nicht direkt zu einer inhaltlichen Aussage. Sie will fragend darauf hinweisen, daß es in unserem Leben Dinge gibt, die Voraussetzung für unser Leben sind, ohne daß wir uns im Normalfall ausdrücklich der Tatsache bewußt sind, daß es diese Dinge gibt. Diese apriorische, nicht erst aus der Erfahrung gewonnene Struktur menschlichen Handelns und Erkennens ist die Bedingung der Möglichkeit eben dieses Handelns und Erkennens. Dieses Transzendente kann aber nicht adäquat formuliert werden, in Begriffe und Worte gegossen werden, die dessen Tiefe erschöpfend wiedergeben, und dies, weil die Stoßrichtung über Kant hinaus auf eine Wirklichkeit verweist, die für den Menschen unaussagbar ist, weil sie alle kategoriale Wirklichkeit übersteigt.

Diese Grundskizze des philosophisch-theologischen Ansatzes von Rahner, und um mehr kann es in einem solchen Nachruf nicht gehen, wäre nun zu erweitern auf ihre Fruchtbarkeit hin bezüglich der verschiedenen traditionellen Begriffe der theolo-

gischen Systematik, also Gnade und Erlösung, Menschwerdung Gottes, Sünde und Ursünde, Dreifaltigkeit usw. Mit der Kraft des überzeugenden Gedankens stieß er durch das Dickicht manchmal unverständlicher Formeln hindurch, schob Scheinprobleme beiseite. Es kann kaum verwundern, wenn Rahners ungewohnte Sprache und Begrifflichkeit auch auf Unverständnis stieß, bei ihm Wohlwollenden und weniger Wohlwollenden. Wiederholt wurde er auch von der offiziellen Kirche beargwöhnt. Dies aber hinderte deutsche Bischöfe nicht, ihn zu ihrem wohl wichtigsten Konzilsberater zu ernennen. In der Tat ist seine Handschrift quer durch alle Dokumente, mal mehr, mal weniger, deutlich zu lesen. Seine theologische Leistung, seine Denkkraft, seine immense Beherrschung und Kenntnis der theologischen Tradition, seine menschliche Größe und Kompromißfähigkeit, machten ihn zu einem Ansprechpartner vieler Bischöfe aus aller Welt, gerade auch jener aus den sogenannten Entwicklungsländern.

Hat Rahners theologischer Werdegang mit dem Konzil einen vorläufigen Höhepunkt erreicht, so wollte und konnte er nicht einfach bei dem einmal Erreichten stehenbleiben. Der ungeheure Aufbruch der Kirche in weltweitem Maßstab nach dem Konzil brachte auch gleich die Bruchlinien der dort erforderlichen Kompromisse zum Vorschein. Damit auch die Grenzen eines Verständnisses von Theologie und pastoraler Praxis, das immer noch stark von eurozentrischen Perspektiven geprägt geblieben war. Auf Rahner hin gelesen bedeutet dies: Ist sein Subjekt der transzendentalen Frage ausschließlich das Subjekt des europäisch-neuzeitlichen Bürgertums? Oder kann ein solches Subjekt der Theologie und der Kirche auch ein Kollektivsubjekt sein? Dann wäre allerdings zu fragen, ob Schüler von Rahner, die von nachbürgerlicher Religion und Theologie re-

den, in eine vorbürgerliche Theologie zurückfallen wollen, oder ob sie die positiven Errungenschaften der bürgerlich-neuzeitlichen Subjektivität, den Fortschritt an Erkenntnis und Verwirklichung der Freiheit des einzelnen in die nachbürgerliche Religion einbringen. Die diesbezügliche Auseinandersetzung innerhalb der Theologie in weltweitem Maßstab kann hier nicht nachgezeichnet werden. Es geht um die Feststellung, daß die Theologie von Rahner mindestens zwei große Denk- und Präxisschemata ermöglicht. Entsprechend ist auch seine Schule gespalten. Diese faktische Spaltung reflektiert natürlich die unterschiedlichen Ausgangspositionen der Theologie, je nachdem, ob es sich um eine Situation des Nicht-Menschen (Kardinal Lorscheider) in Lateinamerika handelt, um nur ein Beispiel zu nennen, oder um eine Situation in der sogenannten Ersten Welt, die in sich allerdings alles anders als homogen ist.

Mit Mut und unerschöpflichem christlichem Optimismus hat Rahner zu solchen und vielen anderen Fragestellungen in Kirche und Gesellschaft bis zu seinem plötzlichen Tod unmißverständlich Stellung bezogen. Den einen galt er dabei als ewiger Nörgler und Besserwisser, den anderen als einer, der eben doch nicht mehr so ganz mitkam. Um das Mitkommen, was immer man darunter verstehen mag, ging es ihm nie, wohl aber bis zuletzt um das von ihm als unverzichtbar Angesehene in der Kirche, will sie sich selber und ihrem Herrn treu bleiben. Wer immer nach seiner Meinung, von der er gerne sagte, sie sei unmaßgeblich, am Kern zu rütteln wagte, ob Bischöfe oder sogenannte progressive Theologen, sie mußten die Stimme des zornigen alten Mannes vernahmen.

Wer Karl Rahner kannte, auch ohne sein direkter Schüler zu sein, wird sich gern und dankbar an den bescheidenen, humorvollen, gestreichten Menschen Rahner erinnern.

## Rezensionen

### DAS EICHBICHLERMASS

*„Da Weg ind Ewigkeit is gor need weil: Um fünf dees foische Wort, um sechse wava dort!“*

(Uwe Dick, „Der Öd“)

„Zwischen Stunde und Ewigkeit“ heißt die Sammlung ausgewählter Essays des südtiroler Kulturjournalisten Hermann Eichbichler. Der Katzensprung vom Literaturteil der „Dolomiten“ in die Ewigkeit der Stifterbibliothek wird, zu seiner Ehre sei's gesagt, nicht von ihm, sondern seinem Herausgeber, dem bekannten Verfasser von Einleitungen, Eugen Thurnher, getan. Und ein falsches Wort genügte, um Eichbichlers Werk zu einem Nachlaß bei Lebzeiten zu machen.

Es heißt **Autorität**. Eichbichler hat ihm auf seinen Literatureseiten gehuldigt, Thurnher bedauert, aus Raumgründen auf die Wiedergabe von „Sinn und Wesen der Autorität“ verzichten zu müssen. In Wahrheit dient sein Vorwort dem Prozeß der wunderbaren Autoritätsvermehrung jener, die sich durch „Bildungsgang“, „Persönlichkeit“ und „ethische Reife“ als „ethisch starker Menschentyp“ im (demokratischen)

„geistigen Wirrwarr“ nicht nur halten, sondern wie die Eichbichlers und Thurnhers „selbst zur Autorität (werden), nach der (sie) unablässig unterwegs sind.“ (Gar zu Gott?) Denn um Autoritätssicherung, -vermehrung, -erfindung und -erschleichung handelt es sich: Die Literaturbeilage der „Dolomiten“ habe im ganzen deutschen Sprachraum „nichts Vergleichbares“, soll ein – ungenannt bleibender – „objektiver bundesdeutscher Beobachter“ behauptet haben. Thurnher macht das Unvergleichliche spielend vergleichbar: – mit Hofmannsthal; und erhebt den Eichbichler zum Maß. Der Eichbichler-Mensura-Satz lautet: „Die Strenge seiner Selbstzucht setzt ein Maß, an dem das Gültige und Bleibende gemessen werden kann.“

So wurde das Eichbichlermaß von einem geschaffenen, der Sätze niederschreibt, vor denen der Verstand still und hoch die (Ler) Kanzel der Autorität steht ...

\* \* \*

Wo zwei im Namen der Autorität versammelt sind, ist ein Goethesprüchlein immer mitten unter ihnen:

*„Wir ehren froh mit immer gleichen Mute*

*Das Altertum und jedes neue Gute“* dient hier zur Charakterisierung des Eichbichlermaßes. Da der Herausgeber bibliographische Angaben über die von ihm nicht berücksichtigten Themen der Literatureseiten für überflüssig zu halten scheint, ist der Leser aufgefordert, die getroffene Auswahl als repräsentativ anzusehen.

Da wird nun freilich guten Mutes das Altertum aller Art von Thales bis Weinheber geehrt, so daß halt für das neue Gute kaum mehr Platz bleibt. Jeder geeichte Thurnherschüler wird im Eichbichlermaß das Thurnhornmaß wiedererkennen, mit dem auf der Universität gemessen wurde. Es lautet: nach Goethe hat es kaum mehr neues Gutes gegeben, nach Hofmannsthal überhaupt nichts mehr (außer Ernst Jünger). Nur tote Schriftsteller sind gute Schriftsteller: je länger sie tot sind, desto besser(c) – (außer Ernst Jünger).

Von den 18 Essays zwischen Stunde und Ewigkeit befassen sich 16 mit denen, die schon dort sind, einer mit Jüngers ewigem Grant auf die Demokratie, der letzte, ausgeboten unter der

Spitzmarke „Zur österreichischen Literatur der Gegenwart“, mit Eva Lubinger, die gern mit Rilke und Hofmannsthal im Gedächtnis in südlichen Gärten vor Statuen träumt. Sie „möchte gern ein Haus in der Toskana haben“, ich auch.

Das neue Gute führt ein aufs Eichbichlermaß beschränktes Dasein. Dagegen ist die lange Liste der Totengedenktage (von Michelangelo bis Heidegger, mit den literarischen Schwerpunkten Goethe, Novalis, Stifter, Grillparzer, Hofmannsthal) aller Ehren wert. Kein Mensch möchte diese Namen missen, selbst wenn ihnen die undankbare Rolle zugewiesen wird, als Leitfossilien des Thurnhermaßes zu dienen.

Die sparsame Behandlung des „neuen Guten“ kann zwei Gründe haben:

1. daß der Herausgeber überzeugt ist, daß es außer Ernst Jünger und Eva Lubinger nichts neues Gutes gibt, oder
2. daß dieses stört, weil ihm an diesem Orte keine Sympathie gehört. Zwischen Stunde und Ewigkeit gähnt ein Abgrund des Schweigens über alle jüdischen Autoren deutscher Sprache, über alle Schriftsteller der Schweiz und der DDR über fast alle der BRD (außer Jünger) und Österreichs (außer Eva Lubinger), die die Stirn haben, nach Hofmannsthal noch zu schreiben. Nicht einmal Polemik, als Zeichen einer lebendigen Auseinandersetzung, findet statt (abgesehen von einer nebensächlichen Erwähnung Brechts): die vollzieht sich wohl in camera caritatis am Stammtisch oder im Briefwechsel mit hinterwäldlerischen Pfarrern.

Das Büchlein ist ein bibliophil arrangierter Ziergarten, in dem man (bis in die österreichische Gegenwart herein) von Marmorbildern angestarrt wird.

Vielleicht war es dem Herausgeber und Autor gar nicht um die Vervielfältigung des Marmors zu tun, sondern um „Sprachpflege als geistiger Arbeit“, mittels derer selbst Goethe aus der Ewigkeit in die Stunde der Bewährung zurückgeholt werden kann? Was Thurnher zum Stilproblem zu sagen hat, ist zunächst selbst ein Stilproblem, nicht zuletzt deshalb, weil es dem Eichbichlermaß eine (schwer definierbare) Grenze setzt: „Der Stil ist nur das letzte Korrelat der literarischen Form, die ihre Begrenzung in der Persönlichkeit des Autors erfährt. So bleibt die Handschrift des Herausgebers (=Eichbichler) sichtbar bis ins letzte Wort, das in gleicher Weise Bestand in einer sprechenden Gemeinschaft wie Eigentum seines Schöpfers ist. In jedem Geschöpf begegnen sich Stunde und Eigentum“ — schrieb ich, Opfer unzivilisierter Triebe —, wo „Ewigkeit“ stand. Es begegnen sich also „Stunde und Ewigkeit“. Doch unabhängig von meiner Fehlleistung be-

deutet Thurnher Satz, falls er etwas bedeutet, woran der Gebrauch des „so“ zweifeln läßt, daß Eichbichler die von ihm gewählten Textauszüge aus den Werken Goethes, Stifters, Hofmannsthal, Rilkes zum Privateigentum erhoben hat. Denn einerseits stoßen die Schriftsteller an die Grenzen der Sprache, andererseits an die Eichbichlergrenze, über die sie gelassen werden müssen. Daß es in Tirol eine Sprachgrenze gibt, ist allgemein bekannt; muß sie aber, wenn es um die literarische Ewigkeit geht, so beschaffen sein?

*„Niemandes feht aber diesen ihrem Charakter nach in einem verborgenen Unterton auch deutlich sinnig-mahnenden Gedichten (...) ein ganz eigener Glanz des Schönen, der umso echter erscheint, als er das Wesen des Wahren und Wirklichen einfängt und sich nie einer falschen Romantik nähert.“*

Es handelt sich in der Tat um „Schein“, der sich falscher Klassik und echter Fremdenverkehrswerbung nähert. Klassischer Stil prägt auch folgende Sätze aus dem Thurnherseminar:

*„Er war ebenfalls ganz ausgeprägt ein Mann der Ehrfurcht, der das überlieferte Grosse aus der Vergangenheit schätzte, der in manchem auch ein Schüler der Griechen und auch des Vergil war, nicht zuletzt deshalb, weil das Gymnasium von Kremsmünster, das er besucht hatte, ganz in der Tradition der klassischen Antike stand.“*

(Was wäre er nicht noch alles geworden, wenn er überdies in Innsbruck Germanistik studiert hätte!)

Hoch leben die Schulmeister und -inspektoren! So wie Eichbichler denken, reden und schreiben (?) ungezählte Lehrer im Lande. Auch ihnen werden zuweilen Sätze wie „Da kann man dabei manches lernen“ oder „Das im ganzen Gebotene verdient jedenfalls die volle Anerkennung des Lesers“ (bzw. Schülers) unterlaufen, doch niemand wird sich finden, um sie deswegen aus der Schul-Stunde direkt auf den Parnas zu versetzen.

Es genügt nicht, über Apollo zu schreiben, um von den Musen geküßt zu werden, welche schulmeisterliche Verwechslung das autoritätsträchtige Büchlein dem Leser weis zu machen sucht. Darum sei zum Schluß einer Usurpation gedacht, die das Eichbichlermaß voll macht: „Zwischen Stunde und Ewigkeit“ spielt auf „Hora et tempus est“ oder „Zeit und Stunde“ an. So (— im oben erwähnte Sinn —) nehmen die Literaturseiten der „Dolomiten“ („imobiles sicut patriae montes“) jene Stelle ein, die in Tirol und im deutschen Sprachraum dem „Brenner“ gehört.

So und nicht anders.

Gerald Stieg

Gerald Stieg

1965–69 Ass. an der UNI Innsbruck, ist seit 1969 als Germanist an der Universität Paris Assièges. Wissenschaftliche Arbeiten vor allem über Canetti und Kraus. Verfasser des Buches „Die Fackel un der Brenner“ (1976).

**FRIEDL VOLGGER, Mit Südtirol am Scheideweg. Erlebte Geschichte. haymon verlag innsbruck 1984.**

Der Untertitel darf wörtlich genommen werden; die Erinnerungen von Dr. Friedl Volgger sind sehr persönlich und oftmals anekdotisch geschrieben. Trotz historischer Ungenauigkeiten, die eher dem Verlagslektorat als dem Autor anzulasten sind, und manch gewagter Interpretation ein lesenswertes Buch.

Eine erste Ausbildung erfuhr er in der katholischen Kadernschmiede, dem Vincentinum in Brixen. Diese Vergangenheit hat der Autor mit einem anderen sympathischen Südtiroler — Prof. Claus Gatterer — gemeinsam. Gatterer findet allerdings in seinen Jugenderinnerungen, die unter dem Titel „Schöne Welt — böse Leut“ erschienen sind, durchaus kritische Worte zum national gefährdeten Erziehungsstil im bischöflichen Knabenseminar. Dr. Volgger hat nur „die besten Erinnerungen“ und blieb dem politischen Katholizismus treu. Er schlug — am Scheideweg angelangt — zuerst die Missionslaufbahn ein und landete dann bei Kanonikus Gampfer in der Athesia (damals noch Tyrolia). Der Herr Kanonikus wurde — nach des Studiosi kurzem Intermezzo als Hitlerfan — sein politischer Lehrmeister. Der Einfluß Gampfers und Volggers Treue zu dessen politischen Prinzipien klingen in den Memoiren ständig an. Diese Anmerkungen des Autors sind, wenn auch sehr persönlich gehalten, wichtig zum Verständnis seiner politischen Laufbahn.

Die Schilderung der Optionszeit und der unmittelbaren Nachkriegszeit sind, so meine ich, aus der Sicht einer historisch und politisch interessierten Leserschaft die wichtigsten Kapitel. Erstens, weil diese Epoche in Südtirol immer noch wie ein heißes Eisen höchstens unter Auweh-Geschrei angerührt werden (ich denke an die Reaktion auf Messners Aussagen zur Option) und zweitens, weil dazu wenige veröffentlichte schriftliche Quellen vorliegen.

Nicht zuletzt sind Option und politische Weichenstellung in den ersten Nachkriegsjahren, wie der Autor betont, Ecksteine in Südtirols Geschichte. Beide Perioden sind gekennzeichnet von heftigsten Auseinandersetzungen über, wie damals beinahe alle überzeugt waren,

das endgültige Schicksal der Bevölkerung Südtirols. Die Aussicht auf ein „Tausendjähriges Reich“ und die Aussiedlung aus der Heimat, der – zumindest laut Propaganda – niemand entkommen würde, entfachte hitzigsten Streit, dem sich niemand entziehen konnte.

In den Schilderungen meiner Nachbarn und dörflichen Zeitzeugen erscheinen mir die Jahre 1939 – 1945 noch brutaler und haßerfüllter als sie Volgger zeichnet. Die Milde des Alters ließ ihn so manche Anekdote einfügen, die manches verharmlost. Dennoch sollten vor allem jene, denen bisher niemand aus eigenem Erleben über diese lügen- und haßerfüllte Zeit erzählt hat, die entsprechenden Kapitel kritisch nachlesen.

Ich wünschte, der Autor hätte zu dieser finsternen Epoche Klareres geschrieben. Wen will er z.B. mit der verharmlosenden Schilderung von Nazigesinnung und Terror des „Völkischen Kampfring Südtirol“ (VKS) schonen? Des Autors Wunsch, eifrigen Nazipropagandisten und Freiwilligen der Waffen-SS, wie z.B. Karl Nicolussi-Leck, die Achtung nicht zu versagen, kann ich nicht entsprechen.

Es fällt auf, daß der Autor, vor allem bei der Schilderung der frühen Nachkriegszeit, sehr um Verständnis und Nachsicht für ehemalige Nazis wirbt. Daß er unterschiedslos alle Südtiroler Nazis als arme, von der Propaganda geblendete, Zeitgenossen sauberwaschen möchte, muß dem Autor angekreidet werden, denn dies behindert eine offene Auseinandersetzung mit Südtirols jüngster Geschichte.

Des Autors Analysen und Schlußfolgerungen bezüglich der Sprengstoffanschläge in Südtirol (1958 ff) sind von ebensolcher Nachsicht inspiriert und müssen widersprochen werden. Die Bombenbastler und -leger als etwas hitzköpfige Mitmenschen zu bezeichnen, die nicht unwesentlich zur Erreichung des Autonomiestatus beigetragen hätten, ist politische Fahrlässigkeit und könnte, wenn wieder einmal nichts weitergeht, zu extremen Entschlüssen stimulieren. (Daß der rechtsextreme österreichische Justizminister Ofner Volggers These eifrig weiterverbreitet und das tragische Ende der zwei Schützen unlängst in Lana sollten zu denken geben.)

Des Autors immer wieder dokumentierte Neigung zu vergessenen und zu verzeihen mag eine großartige Haltung im Bereich der privaten Beziehungen sein, im politischen Alltag und insbesondere bei der Auseinandersetzung mit Faschismus und Rechtsextremismus ist sie fehl am Platz.

Da Volgger nicht nur ständig im Mittelpunkt der Ereignisse stand, sondern sie auch wesentlich mitbestimmt hat, er-

wartete ich mir einige Aufschlüsse über die Gründungsjahre der SVP.

„Ohne die Vorarbeit der Südtiroler Widerstandsbewegung Andreas Hofer Bund um Hans Egarter hätte die Militärregierung die SVP nie zugelassen“ steht da zu lesen. Worin diese Vorarbeit bestanden hatte, wird, wie in Südtirol üblich, verschwiegen. Gerne hätte ich gelsen, warum die SVP-Gründungsmitglieder aus den Reihen des Andreas Hofer Bundes in der Partei so gar nichts zu sagen hatten und an ihre Stelle so kompromittierte Leute traten wie z.B. Dr. Karl Tinzl, der während der Naziokkupation Präfekt der Provinz Bozen gewesen war. Doch darüber schweigt sich der Autor fast aus. Wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, der findet in einem teilweise wiedergegebenen Artikel von Hans Egarter einige Hinweise, warum die Widerstandskämpfer schnell aus der SVP eliminiert worden waren. Egarters Schlußsatz: „Es gibt eine Gerechtigkeit und die fordert Sühne und Wiedergutmachung“ klingt bestimmt manchem grell in den Ohren.

Volgger, selbst knapp dem Tod im KZ entronnen, wischt den Ruf nach Gerechtigkeit vom Tisch; er will nicht „der bösen Vergangenheit verhaftet bleiben“, sondern „um des Fortbestandes unseres Volkes willen in die Zukunft blicken“. Welch schöner Propagandasatz!

Bemerkenswert erscheint mir nur noch die im letzten Kapitel anklingende Einsicht, die SVP habe bisher jegliche Solidarität mit Minderheiten vermissen lassen. Höflich wird Österreich gebeten, seinen kroatischen und slowenischen Minderheiten endlich mehr Rechte zu gewähren. Bleibt zu hoffen, daß sich der Altsektor entsprechend einsetzt, auch für Minderheiten in Italien – es gibt deren genug –.

Auch die nicht SVP hörigen Südtiroler wären eine zu respektierende Minderheit. Wie wär's, wenn dem Landesrat für Schule und Kultur, der beim letzten SVP-Parteitag in Meran davon sprach, solche Minderheiten seien „auszumerzen“, der verdiente Parteimann Volgger einmal übers Maul führe?

Oswald Kuppelwieser

## GOTTHARD BONELL EIN SCHAU- UND LeseBUCH

Es gibt einen neuen Trend: Bilder und Texte in einem Buch. Gotthard Bonell war einer der ersten, der versucht hat, eigene Bilder mit fremden Texten zu verbinden (vgl. „40 Zeichnungen aus meiner Militärzeit“ mit 8 Gedichten von Werner Menapace). Damals (1982) gab es einen Maler und einen Autor, heute sind es ein Maler und 10 Autoren. Die Editions-geschichte des neuen Bonell-Buchs ist lang und verwickelt. Herausgeberin wurde schließlich Moni-

ka Lami-Delago von der Galerie Elefant (Landeck/Wien). Fast gleichzeitig erschienen übrigens in derselben Edition und im Schuber zwei Bändchen: Bilder von Frau Chryseidis Hofer mit Texten von Mann Felix Mitterer und Bilder von Frau Sandra Morello mit Texten von Mann Joseph Zoderer. Ein neues Editionsprinzip nach dem Motto: doppelt genäht hält besser.

Nun aber zum Bonell-Buch. Beginnen wir bei den Texten. Da gibt es zunächst einmal das Vorwort (‘Ein Hauch von Poesie’ von Leonhard Paulmichl) und eine Einführung (‘Viele Fragen an die Wirklichkeit in Gotthard Bonells Bildern’ von Eva Kreuzer Eccel); Vorwörter sind selten nicht peinlich.

Die Autoren Texte: Lyrik (Dusini, Menpace, Menapace), längere Lyrik/lyrische Prosa (Gatterer), Kurzprosa (Engl, Mall, Oberhollenzer, Waldner), längere Prosa (Paulmichl) und lange Prosa (Lanthaler), das alles abgestimmt auf die Bilder oder nicht. Es gibt Bekanntes und Texte, die im Bonell-Buch zum ersten Mal zu lesen sind, und auf die ist natürlich besonders hinzuweisen (siehe ‘cogitione!’).

Ansonsten haben Textsammlungen immer denselben Haken: auf alle Autoren kann man nicht eingehen, einzelne hervorzuheben ist parteilichkeitsverdächtig. Anthologien sind auch eine Frage des Geschmacks, und wo Feierabenddichterei aufgehört und professionelles Schreiben beginnt, ist auch eine Frage, die nicht hierher gehört. Es mache sich jeder selbst sein Bild.

Die Bilder im Buch stellen verschiedene Arbeitszyklen Gotthard Bonells vor (die schwarz-weiß Drucke hätten übrigens besser sein können): Landschaften – Steine – natura morta – Porträts (auffallend viele) – Lederobjekte – Körper, entstanden zwischen 1976 und 1984. Paulmichl meint im Vorwort, die Bilder hätten „meditativen Charakter“, man könnte auch sagen, sie sind ästhetisch. Daß bei Bonell handwerklich alles stimmt, ist bekannt, und über Inhalte läßt sich wie immer streiten. Und wenn jemand wie ich Freude hat am Selbstporträt von Seite 93, dann ist das eine sehr subjektive Angelegenheit. Aber schön wär's schon, wenn Bonell noch mehr von seinen mutigen Bildern machen würde. Daß das hierzulande nicht so einfach ist, weiß man. In jedem Fall ist es beachtlich, wenn einer mit 31 Jahren schon eine Werksammlung vorlegen kann.

Das Buch ist schön gedruckt. Bilder und Texte werden schön präsentiert, Unkonventionelles oder Brisantes läßt sich erst bei aufmerksamem Lesen oder genauem Hinschauen entdecken. Vielleicht ist's besser so – da bleibt einem nämlich die Chance, ernstgenommen zu werden.

Wir bitten alle Uni-Absolventen, in Zukunft die SH über ihren Studienabschluß zu benachrichtigen, damit unsere Promotionslisten auch immer vollständig sind.

AMBACH Helmuth  
ANTHOLZER Alois  
AUSSENER Heinrich

BAUMGARTNER Banno  
BLAAS Christoph  
BODNER Roman  
BRUGGER Hubert  
BRUNNER Maria, Pfäfersch

COSER Heinrich

DANIEL Reinhard, Laas  
DEFATSCH Arthur  
DEFRANCESCHI Anneliese  
DEMETZ Marina, St. Ulrich  
DEUTSCH Wolfgang  
DIETRICH Siegrid

EBNICHNER Hubert  
EISENÖLE Margot  
ELLEMUNTER Helmuth  
ENZ Alois Ulrich

FALKENSTEINER Dagmar Martha  
FLORA Georg  
FRITZ Eike

GAMPER Elisabeth  
GASSER Andreas  
GASSER Erwin  
GRABER Hermann  
GRIESSER Gertraud  
GRUBER Rita  
GUGGENBERGER Franz

HANNI Werner

HEINISCH Josef  
HELLWEGGER Martin  
von HEPPERGER Margit  
HOFER Johann Peter  
HOPFER Harald  
HUBER Erich

KASER Georg  
KLAMMER Markus  
KLOTZ Burghard, Kaltern  
KRISTLER Blidmund

LEITER Barbara  
LÖSCH Martina

MAIR zu NIEDERWEGS Alfred  
MERANER Maria Brigitte  
MORANDELL Günter  
MUMELTER Renate

OBERHOLLENZER Werner  
OBERHUBER Josef

OBEREXER Roman

PATTIS Otmar  
PAULMICHL Elfriede  
PAULMICHL Markus  
PEER Dieter  
PENN Hanspeter, Kastelruth  
PFATTNER Franz  
PIRCHER Verena  
PRAMSTALLER Frieda  
PRAMSTRAHLER-ENNEMOSER Dorothea  
PUTZ Renate

RAINER Josef Anton  
RONELLI Heinrich  
ROTTENSTEINER Helene  
ROTTENSTEINER Karin

SCHIFFEREGGER Monika  
SCHÖPF Rudi, Latsch  
SCHWEIGKOFER Walter  
SONNERER Walter  
STAFFLER Dorothea  
STOLZLECHNER Waltraud  
STUEFER Karl, Sarnthein

TAUBER Willi  
TIEFENBRUNNER Margarethe  
TUMLER Waltraud

VIGL Wolfgang

Diplomingenieur — Innsbruck  
Diplomingenieur — Innsbruck  
Doktor der Philosophie — Wien

Diplomgeologe — München  
Magister der Naturwissenschaften — Innsbruck  
Diplomingenieur — Innsbruck  
Magister der Naturwissenschaften—Mathematik — Innsbruck  
Doktor der Philosophie (Germanistik/Geschichte) — Innsbruck

Diplomingenieur — Innsbruck

Doktor der gesamten Heilkunde — Innsbruck  
Doktor der gesamten Heilkunde — Innsbruck  
Doktor der Mathematik — Trient  
Doktor der Philosophie (Geschichte/Germanistik) — Innsbruck  
Magister der Naturwissenschaften — Innsbruck  
Doktor der Philosophie — Innsbruck

Diplomingenieur — Innsbruck  
Magister der Philosophie — Innsbruck  
Doktor der Medizin — Innsbruck  
Magister der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften — Innsbruck

Magister der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften — Innsbruck  
Doktor der Agrarwissenschaften — Perugia  
Doktor der Philosophie — Innsbruck

Doktor der Medizin — Innsbruck  
Magister der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften (Volkswirtschaft) — Innsbruck  
Diplomingenieur für Bauingenieurwesen — Innsbruck  
Doktor der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften — Innsbruck  
Doktor der Philosophie (naturwissenschaftliche Fakultät) — Innsbruck  
Doktor der Fremdsprachen — Padova  
Doktor der Rechte — Innsbruck

Doktor der Philosophie (Geschichte/Germanistik) — Innsbruck, Diss.: Zur Geschichte der Arbeitskämpfe in Tirol und Vorarlberg zwischen 1870 und 1918. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte Tirols und Vorarlbergs.  
Doktor der Medizin — Innsbruck  
Doktor der Wirtschaftswissenschaften — Mailand  
Diplomingenieur für Forst- und Holzwirtschaft — Wien  
Doktor der Philosophie — Innsbruck  
Doktor der gesamten Heilkunde — Innsbruck  
Magister der Naturwissenschaften — Innsbruck

Doktor der Philosophie (Naturwissenschaften) — Innsbruck  
Doktor der Philosophie (Geschichte/Germanistik) — Innsbruck  
Diplomingenieur — Innsbruck  
Magister der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften — Innsbruck

Doktor der Rechte — Innsbruck  
Doktor der gesamten Heilkunde — Innsbruck

Magister der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften — Innsbruck  
Doktor der Philosophie — Innsbruck  
Magister der Theologie — Innsbruck  
Doktor der Philosophie (Germanistik/Geschichte) — Innsbruck, Diss.: Das Nibelungenlied für die Jugend bearbeitet.

Doktor der Medizin — Innsbruck  
Doktor der Musikwissenschaften — Innsbruck, Diss.: Die Kirchenmusik in Südtirol um 1980.

Diplomingenieur der Elektrotechnik — Graz

Diplomingenieur in Bauingenieurwesen — Innsbruck  
Doktor der Philosophie — Innsbruck  
Doktor der gesamten Heilkunde — Innsbruck  
Doktor der Medizin — Innsbruck  
Magister der Naturwissenschaften — Innsbruck  
Magister der Philosophie (Germanistik/Geschichte) — Innsbruck  
Diplomingenieur — Innsbruck  
Doktor der Philosophie (Geographie/Kunstgeschichte) — Innsbruck  
Doktor der gesamten Heilkunde — Innsbruck  
Doktor der Philosophie — Innsbruck

Doktor der Philosophie (Naturwissenschaften) — Innsbruck  
Laurea in scienze biologiche — Modena  
Doktor der Philosophie (Naturwissenschaften) — Innsbruck  
Magister der Philosophie — Innsbruck

Magister der Naturwissenschaften — Innsbruck  
Doktor der gesamten Heilkunde — Innsbruck  
Magister der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften — Innsbruck  
Diplomingenieur der Elektrotechnik — Graz  
Doktor der Rechte — Innsbruck  
Magister der Philosophie (Germanistik/Geschichte) — Innsbruck  
Doktor der Philosophie — Innsbruck

Diplomingenieur der Lebensmittel- und Gärungstechnologie — Wien  
Doktor der Philosophie — Innsbruck  
Magister der Pharmazie — Innsbruck

Doktor der gesamten Heilkunde — Innsbruck

WAHLMÜLLER Notburga  
 WALLNÖFER Margret  
 WALLNÖFER Vitus  
 WEGER Peter  
 WIERER Rosa  
 WILLIMEK-CIMADOM Barbara

WOHL Michael Peter  
 WOLF Christian, Brixen

ZELLER Karl Anton  
 ZODERER Josef  
 ZWIRGER Verena

Doktor der Philosophie — Innsbruck  
 Magister der Pharmazie — Innsbruck  
 Doktor der gesamten Heilkunde — Innsbruck  
 Magister der Naturwissenschaften — Innsbruck  
 Magister der Naturwissenschaften — Innsbruck  
 Magister der Naturwissenschaften—Mathematik — Innsbruck. Diss.: Die Existenz einer Liealgebra zu einem vorgegebenen Wurzelsystem.  
 Diplomingenieur der Architektur — Innsbruck  
 Magister der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften — Innsbruck  
 Magister der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften — Innsbruck  
 Doktor der Medizin — Innsbruck  
 Doktor der Philosophie (Naturwissenschaften) — Innsbruck

### Die J.F.-AMONN AG mit Sitz in Bozen SUCHT

**INFORMATIKER MIT INTERESSENSSCHWERPUNKT BETRIEBSWIRTSCHAFT oder BETRIEBSWIRT mit GUTEN KENN-  
 NISSEN DER EDV**

**ARBEITSFELD:** der Kandidat arbeitet sich als Assistent des Leiters der EDV-Abteilung ein. Die Abteilung befindet sich in der Erweiterungsphase für ein neues System. Er erarbeitet Analysen und Vorschläge für die Lösung der anfallenden zahlreichen Probleme.

**VORAUSSETZUNGEN:** der Kandidat ist ein Informatiker mit grundlegenden Kenntnissen der BWL oder ein Betriebswirt mit guten Kenntnissen der EDV-Materie. Kenntnisse von COBOL/RPG sind für die Bewältigung der Arbeit von Vorteil. Perfekte Doppelsprachigkeit ist selbstverständlich.

Wir bieten eine solide Einarbeitung und Fortbildung auf dem Sektor der Betriebs-EDV ebenso wie die Sozialleistungen eines modernen Unternehmens. Die finanzielle Behandlung entspricht sicherlich Ihrer Leistung.

**KONTAKTE:** der Interessent setzt sich mit dem Leiter des Personalbüros, Herrn Dr. SCHWARZ, schriftlich oder telefonisch in Verbindung. Neue Telefonnummer: 0471/ 93 22 33.

### Die DESPAR-ZENTRALE Bozen, eine Division der J.F. AMONN AG mit Sitz in St. Jakob bei Bozen SUCHT

**BETRIEBSWIRT zur Ausbildung im Lebensmittelgroßhandel.**

**ARBEITSFELD:** der Kandidat arbeitet sich unter der Leitung des Divisionschefs ein, um dann in der neuerschaffenden Position die Betreuung und Pflege der kaufmännischen Seite der Handelswaren zu übernehmen. Die Position ist direkt dem Divisionschef unterstellt. Die Aufgabe besteht in einer mit der Unternehmenszielsetzung konformen Erwirtschaftung der Deckungsbeiträge. Dazu wird ihm die Einkaufsabteilung und die Preiskalkulation mit Weisungsbefugnis unterstellt. Die Koordination zum Verkauf wird dabei die für einen Handelsbetrieb entsprechende Wichtigkeit haben. Ebenso überwacht er die Wirtschaftlichkeit der Lagerbewirtschaftung und die damit verbundenen Probleme.

**VORAUSSETZUNGEN:** der Kandidat ist ein Betriebswirt mit profunden Kenntnissen der Deckungsbeitragsrechnung und deren Anwendungsmöglichkeiten. Als Brücke zwischen Beschaffung und Absatz kennt er die diesbezügliche Materie über das normale Hochschulniveau hinaus.

Für die Bewältigung der Aufgabe ist außer der Leistungsbereitschaft zur Erreichung einer gehobenen Position auch ein ausgeprägtes Durchsetzungsvermögen notwendig. Perfekte Doppelsprachigkeit ist selbstverständlich.

Wir bieten eine solide Einarbeitung und Fortbildung ebenso wie die Sozialleistungen eines modernen Unternehmens. Die finanzielle Behandlung entspricht sicherlich Ihrer Leistung.

**KONTAKTE:** der Interessent setzt sich mit dem Leiter des Personalbüros, Herrn Dr. SCHWARZ, schriftlich oder telefonisch in Verbindung. Neue Telefonnummer: 0471/ 93 22 33.

## Danke

Die Südtiroler Hochschülerschaft dankt folgenden Personen und Organisationen für ihre Spenden:

Hans Baur, Bruneck  
Roland Cimadon, Brixen  
August Donà, Brixen  
Waltraud Gebert-Deeg, Bozen  
Gemeinde Toblach  
Kellezeigenossenschaft Gries, Bozen  
Aribo Ladurner, Meran  
Hochw. Stanislaus Mair, Sarnthein  
Viktor Moroder, St. Ulrich  
Raiffeisenkasse Bozen  
Raiffeisenverband Südtirol, Bozen  
Raiffeisen-Zentralkasse Südtirol, Bozen  
Albert Rieper, Vintl  
Südtiroler Landessparkasse – Präsidium, Bozen  
Walther Thalheimer, Bozen  
Verband der Industriellen Südtirols, Bozen  
Hugo Waibl, Bruneck  
und weiters allen anderen Förderern und Spendern.

Die SH bittet ihre Mitglieder (Studenten und Akademiker) und die Skolast-Abonnenten darum, die Beiträge für das Jahr 1984 einzuzahlen, falls sie es nicht bereits getan haben.

Danke: der Vorstand und das Sekretariat

### 3 SKOLAST-JAHRZEHNTE

Die SH hat sich entschlossen, sich von Publikationen von historischem Wert zwecks Finanzaufbesserung zu trennen. Darum gibt's jetzt die SKOLASTE der 50er, 60er und 70er im

#### JAHRZEHNTPAKET zum Sonderpreis

50er Jahre: Lire 15.000  
60er Jahre: Lire 20.000  
70er Jahre: Lire 25.000

Die Pakete sind nicht ganz vollständig, doch trotzdem wertvolle Zeitdokumente. Zugreifen bei der SH Bozen.  
Versand auch auf Bestellung nach Überweisung auf SH-Konto.

Die Firma Cammeo, Tochtergesellschaft der Firma Oetker, sucht:

1 Lebensmitteltechnologe oder -chemiker, der perfekt Deutsch und etwas Italienisch spricht, – und zwar für die Forschung und Entwicklung neuer Methoden.

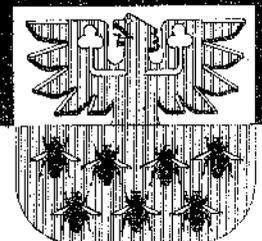
1 Ingenieur: Fachrichtung Maschinenbau oder Elektrotechnik oder Elektronik; er würde sofort Leiter der technischen Abteilung werden – einige Praxis wäre erwünscht.

Die Leute sollen sich bei folgender Adresse melden:

CAMMEO SPA  
Via Mantova 32  
25015 Desenzano del Garda  
Tel.: 030 / 9 12 07 91 / 21

# Geben Sie Ihrem Geld die besten Chancen!

**Südtiroler  
Landessparkasse**



Mit uns kann man reden!